

Schriften für das deutsche Volk

herausgegeben vom

Berein für Reformationgeschichte.

Friedrich der Weise,

Kurfürst von Sachsen.

Von

Otto Rajemann.

Hist. Saxon.

B.

150, 21

Halle a/S. 1889.

In Commission-Verlag von Max Niemeyer.

v.

Friedrich der Weise,

Kurfürst von Sachsen.

Von

Otto Rasemann.



Halle a/S. 1889.

Verein für Reformationsgeschichte.

1890 * 648

D

Als ältester Sohn jenes Herzogs Ernst, welcher einst samt seinem Bruder Albrecht von Kunz von Kaufungen geraubt worden war, ward Herzog Friedrich von Sachsen am 17. Januar 1463 in Torgau geboren. Schon ein Jahr später starb der Großvater, Friedrich der Sanftmütige, während die Großmutter, des Kaisers Friedrich III. Schwester, noch bis zum Regierungsantritte des Enkels lebte. Nunmehr ward Herzog Ernst Kurfürst und Haupt des gesamten wettinischen Hauses.

Dem Kurfürsten Ernst waren sechs Kinder geboren, vier Söhne und zwei Töchter. Er ließ den ersteren, von welchen Albert und Ernst in den geistlichen Stand traten, Friedrich aber und Johann zur Regierung des Landes berufen wurden, eine gediegene Erziehung geben. Zuerst in Grimma, dann auch von den eigens ausgewählten Lehrern Ulrich Kämmerlin von Aschaffenburg und Martin Pollich von Mellerstadt. Sie wurden im Lateinischen, in der Geschichte, aber auch in der Naturkunde gründlich unterwiesen. Friedrich hatte schon als Knabe und noch im spätern Leben Sinnsprüche der alten Schriftsteller, welche ihm merkwürdig schienen, auf Zetteln an den Wänden seines Zimmers angeheftet, darunter jenen des Homer und Silius Italicus: „Es steht keinem Fürsten zu, welcher da Rat soll schaffen Ein ganzen Land, daß er ein ganze Nacht thu schlaffen.“ Und über den Erfolg des naturwissenschaftlichen Unterrichts erzählt Melanchthon, daß er jährlich viel Arznei für Edle und Uedle mit eigener Hand zubereitet habe.

Auch die Pflege der körperlichen Uebungen ward nicht versäumt. Friedrich lernte auf der Jagd, im Turnier sich ritterlich führen. Bezeichnend aber ist es für seine Natur, daß er große Freude an der Musik hatte und von den

körperlichen Beschäftigungen dem Drechseln den Vorzug gab, so daß er nach dem Bericht Spalatin's, welchem wir einen Abriß seines Lebensganges verdanken, nichts in seine Hände genommen hat, was nicht Hände und Füße gehabt. Ein Aufenthalt an dem Hofe des Mainzer Kurfürsten Diether von Isenburg wie an dem des Kaisers Friedrich vollendete schließlich seine Bildung; in der Umgebung des ersteren lernte er die französische Sprache, den Großoheim begleitete er auf mehreren Fahrten durch das Reich.

Und es war von Wichtigkeit, daß er früh ein fertiger und gereifter Mann ward. Denn als er eben nur das 23. Jahr erreicht hatte, starb Kurfürst Ernst im Sommer 1486 und hinterließ ihm die Regierung des Landes, welche wegen mancher Verslechtungen der innern und äußeren Verhältnisse durchaus nicht leicht war.

Das Haus Wettin besaß seit 1422 das frühere Herzogtum, nunmehrige Kurfürstentum Sachsen, von alters her die Mark Meißen, das Osterland und den östlichen Teil der ehemaligen Landgrafschaft Thüringen; dazu kamen noch die Herrschaften Storkow und Beeskow, welche wenigstens im Augenblick den Fürsten gehörten, der Pfandbesitz von Sagan, sowie das Burggrafentum im Erzstift Magdeburg und die Schutzhoheit über die Städte Nordhausen, Mühlhausen und Erfurt. Allein ein Mißstand war es, daß das Erstgeburtsrecht in der Familie nicht durchgeführt war, daß bereits zwischen Friedrich dem Sanftmütigen und Wilhelm ein Bruderkrieg geführt war, daß dann Ernst und Albert geteilt hatten und daß nun unter ihren Söhnen, von denen Friedrich und Johann diejenigen Ernsts, Georg und Heinrich die Alberts waren, der Gesamtbesitz nach Verwaltung und Hofhaltung in vier, allerdings nicht gleich große Stücke zerfiel. Das Gebiet war andererseits ein umfassendes und reiches. Es erstreckte sich in seiner mitteldeutschen Lage bis nach Franken und Hessen und in der andern Richtung bis zur Mark und an die Grenzen Schlesiens, es schien dazu berufen, eine maßgebende Stellung im Reiche einzunehmen. Eben jetzt begannen Handel und Gewerbtätigkeit, Ackerbau und Bergbetrieb sich zu heben. In Chemnitz, dem Hauptorte für

Leinenweberei, wurden damals 300 Webermeister gezählt, Tuchmacher gab es in Zwickau 600, der Handel Leipzigs nahm durch die Märkte und die Privilegien, welche die Herzöge Albrecht und Georg zu erwirken mußten, dergestalt zu, daß die Nachbarstädte Einspruch erhoben und selbst Kurfürst Friedrich für seine Markttorte besorgt ward. Vornehmlich jedoch war es der Bergbau, welcher damals einen ungeahnten Aufschwung nahm. Auf der Georgenzeche bei Schneeberg ward 1471 eine ergiebige Silberader gefunden, 1492 folgte die Entdeckung eines zweiten Erzganges am Schreckenberge, wo dann 1494 Annaberg gegründet ward. Die ganze Gegend im oberen Erzgebirge, welche ehemals die wilde Ecke geheißen hatte, ward nun ein bevölkerter, von reger Thätigkeit über und unter der Erde durchzogener Landstrich. Zwar ist die Höhe der Ausbeute mannigfach sehr übertrieben worden, doch glaubt der Geschichtsschreiber Glafey nach der Angabe von Hausbüchern und Chroniken feststellen zu können, daß von 1471 bis 1501 „denen Hochlöblichen Chur- und Fürsten zu Sachsen zu Zehnden gefallen 5199 Tonnen Goldes, eine Tonne gerechnet für hundert tausend Guldin oder Thaler, wie denn zur selben Zeit ein Thaler nicht höher als für einen Guldin gemünzet und ausgegeben worden.“

Wahrlich, es war Grundlage und Anlaß genug vorhanden, den jungen Kurfürsten ungeachtet der Verkürzung seiner Macht durch die Teilungen zu der Höhe des ansehnlichsten Reichsfürsten emporzuheben. In der That ist Obersachsen niemals bedeutsamer für die Geschichte Deutschlands gewesen, niemals hat es auf die Entwicklung des gesamten großen Vaterlandes erheblicheren Einfluß geübt als unter der Regierung Friedrichs des Weisen.

Er hat dies erreicht durch sein unermüdeliches, aber ruhiges Sorgen und Walten daheim, wie durch sein wohlüberlegtes, zuverlässiges Auftreten nach außen. Spalatin sagt: „Ist ein rechter Friedrich mit der That und mit Namen, friedlich und friedfertig gewest, auch der verständigsten und bedachtigsten Fürsten einer.“

Es wird erzählt, daß er einem seiner Hofleute am Abend kein Brot reichen ließ, weil er den Bauern durch

das Korn geritten war, „Sehet Ihr nun, was für eine gute Sache es um das Brot ist?“ Einfach und bedürfnislos für sich, achtete er auch das Kleine, ohne dabei das Große und Wichtige aus dem Auge zu verlieren. Er stellte genaue Berechnungen darüber an, ob es vorteilhafter sei, die Hofbeamten zu beköstigen oder ihnen eine höhere Bezahlung zu geben. Soviel er vermochte, hat er dafür zu sorgen gesucht, daß der Aufwand in der Kleidung und im Essen und Trinken nicht überhand nahm. Und wie er dem Uebermüthe entgegentrat, gleichviel ob er sich bei dem Adel oder bei den Bürgerleuten zeigte, von denen jetzt mancher durch die neu erschlossenen Erwerbquellen zu raschem Reichtum gelangte, so hatte er ein herzliches Wohlwollen gegen die Armen. „Wahrlich, er ist ein böser Mensch, denn er ist armen Leuten ungütig“, sagte er von Jemand. Konnte er den Bedürftigen helfen durch bessernde Einrichtungen, dadurch, daß er ihnen Arbeit zuwies, oder durch Schenkungen, so ließ er sich stets bereit finden. Es freute ihn, wenn seine Anwesenheit anderen Freude bereitere. Am gütigsten war er gegen Kinder und gegen sein Hofgesinde; jenen ließ er Pfennige und Backwerk spenden und schaute ihren Spielen zu, diese hielt er zwar einfach und in gewisser Weise streng, doch sorgte er auch für sie väterlich und mochte es nicht leiden, wenn ihnen ihr Recht nicht wurde. Andernteils war er sich seiner fürstlichen Würde voll bewußt, und vergaß nie, was er seinem Stande schuldig war. Die Feste, welche er den Besuchern seiner Residenz ausrichtete, waren glänzend und zeugten von der Wohlthätigkeit des fürstlichen Hauses.

Freilich gelang es ihm nicht, seinen Unterthanen neue Steuerauflagen zu ersparen; die Sicherung Deutschlands gegen die Türken, überhaupt die Ordnung der Reichsfinanzen verlangten von den Einzelstaaten größere Aufwendungen als früher. Namentlich war die Biersteuer verhaßt, und das Volk schalt deshalb wohl auf seinen Kämmerer Degenhart Pfeffinger, den jedoch Friedrich deshalb nicht fallen ließ. Als er 1519 starb, sagte er zu Spalatin: „Ach, der gute Pfeffinger, wohl einen getreuen, frumen und guten Diener hab' ich an ihm verloren.“ Aber

echt hausväterlich war es, daß er einmal, als ein Römerzug, zu welchem bereits das Geld eingetrieben war, nicht ansgesührt ward, den Zahlern das Geld zurückgeben ließ. Und auch darauf wandte er eifrige Sorgfalt, daß die Verwirrung, welche aus der Verschiedenheit des Prägungswertes der Geldstücke entstanden war — man zählte beinahe 30 Sorten nichtsächsischer Münzen, welche im Lande umliefen — daß diese Münznot seinen Unterthanen so wenig wie möglich Nachteil brächte.

Man darf erwarten, daß nicht weniger eine geordnete und unparteiische Rechtspflege ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit war. Er verlangte von allen, daß sie sich jeder Eigenmächtigkeit und gewaltsamer Uebergriffe enthielten; gegen die Herren von Boineburgk, welche Bürger von Erfurt widerrechtlich gefangen hielten, bot er gar das Landvolk der Umgebung auf; derhalben, sagt die Zimmersche Chronik, Herzog Friedrich in Sachsen kein Befestigung in seinem Land bauen lassen wollen. Ungern unterschrieb er ein Todesurteil, doch hinderte die Milde seines Sinnes nicht, daß er an Mördern und Brandstiftern sofort diese Strafe vollziehen ließ. Lässigkeit oder Parteilichkeit der Beamten duldete er nicht. Als eine arme Witwe seinen Schutz anrief, ihn bat, daß er ihr möchte zu ihrem Recht verhelfen, strafte er zornig die Räte, ob sie etwa doppeltes Recht hätten, eins für die Vornehmen, ein anderes für die Geringen? Graf Balthasar von Schwarzburg hat seiner Bewunderung vor dieser Beachtung des Einzelnen und Kleinen, diesem wohlwollenden, ruhigen Walten des Familienvaters einmal folgenden eigentümlichen Ausdruck gegeben: „Wenn Herzog Friedrich nicht ein Fürst wär geboren worden, so hätt' er doch uffs wenigst ein Schultheiß in einem Dorfe müssen sein.“

So wie Friedrich nun war, blieb er nach dem Antritt seiner Regierung am liebsten in der Heimat; im Gegensatz zu seinem Vatersbruder Albrecht, welcher der Beherzte hieß und für den Kaiser außer Landes im Felde lag, verließ er Sachsen nur, wenn ihn sein kurfürstliches Amt in das Reich rief. Er wechselte wohl mit den Aufenthaltsorten, bevorzugte indessen die Lochau, ein Schloß in der

Nähe von Annaburg, oder Annaburg selbst, „da S. Kurf. Gnaden wundergern waren, wie Spalatin sagt, ihr Leben auch daselbst beschlossen.“ Nur einmal hat er eine weite Reise unternommen und diese aus freiem Entschlusse. Seine Zeit war von unüberwindlicher Wanderlust erfüllt, Portugiesen und Spanier entdeckten neue Welten, die süddeutschen Landsknechte fochten in entfernten Ländern; das Reiseziel der höheren Stände war Palästina. Dahin war schon des Kurfürsten Großvater Wilhelm gezogen, auch der Oheim Albrecht, dahin machte sich auch Friedrich auf, dieser viel mehr als jene durch einen frommen Zug des Herzens, durch den Wunsch gedrängt, die Stätten zu besuchen, auf denen der Erlöser gewohnt hatte, „aus sunder Innigkeit und Andacht, auch redlichen Ursachen“. Nachdem er sein Haus bestellt, alle Vorsehrungen für den Fall des Todes in der Ferne getroffen hatte, trat er am 19. März 1493 die Reise an, begleitet von manchen fürstlichen und adligen Herren und einem großen Dienstgesolge, zu welchem u. a. auch Pfeffinger, Pollich gehörten. Ueber Wien, Venedig und die ionischen Inseln gelangte man nach Kreta, wo Friedrich vielleicht einem hitzigen Fieber erlegen wäre, wenn ihn nicht die Kunst seines früheren Lehrers Pollich gerettet hätte. Am 21. Juni landete man an der Küste von Jaffa, um am 27. in Jerusalem einzuziehen. Hier verweilten die Wallfahrer fünf Tage, brachten viele Zeit in der Kirche des Grabes zu und machten sich dann, bereichert mit vielen Reliquien, doch auch mit mancherlei Kenntnissen und Erfahrungen, auf den Rückweg. Zu Anfang des September ritt der Kurfürst wieder in die Thore von Torgau ein.

Ueber seine Verhältnisse zu den Nachbarn ist wenig zu sagen; sie blieben unter Friedrichs Regierung fast allseitig geordnete und freundliche. Nur die Unmündigkeit des Landgrafen Philipp von Hessen und ein unheilvoller Bürgerzwist in Erfurt führten auf einige Zeit Irrungen herbei und veranlaßten den Kurfürsten nachdrücklich für seine Rechte einzutreten. Mit Hessen war Sachsen seit alter Zeit durch eine Erbverbrüderung verbunden, welche dem letzteren beim Aussterben jenes Fürstenhauses die Nachfolge verbürgte. Als nun Wilhelm der Mittlere von

Hessen, dessen Sohn Philipp bei dem Tode des Vaters (1509) noch nicht fünf Jahre alt war, in seinem Testamente die erbverbrüdereten sächsischen Fürsten zu Vormündern und Landesverwesern ernannt hatte, ward diese Bestimmung von seiner Wittwe Anna angefochten; sie behauptete, daß sie selbst von Wilhelm auf dem Sterbelager zur Regentin ernannt sei. In den folgenden Streitigkeiten stellten sich die hessischen Städte auf die Seite der Landgräfin, wogegen die sächsischen Fürsten die Ritterschaft für sich hatten; auch eine Entscheidung des Kaisers zu Gunsten der letzteren besserte nichts. Erst mit der Großjährigkeit Philipps (1518) ward ein Ausgleich möglich. — Noch näher wurden die sächsischen Brüder durch die Unruhen in Erfurt berührt. Diese alte Hauptstadt Thüringens war zwar von dem Mainzer Erzbischof abhängig, stand jedoch seit 1482 zugleich unter der Schirmhoheit der sächsischen Fürsten, sie hatte dafür eine jährliche Abgabe von 1500 Gulden zu leisten, durfte auch ohne deren Einwilligung in der Verfassung nichts ändern. Sie hatte sich seit Mitte des 15. Jahrhunderts sehr gehoben, ihre Selbständigkeit gegen das Stift mannhaft gewahrt; allein eine schwere Seuche, welche in einem Jahre 20000 Menschen hinraffte, verlustvolle Feuerbrünste, große Aufwendungen, welche sie in dem burgundischen Kriege gemacht hatte, waren die Ursache zu einer erklecklichen Verminderung des Stadtvermögens geworden. Ueberdem hatte der Rat seit längerer Zeit leichtfertig, vielleicht unredlich gewirtschaftet, keine Rechnung gelegt, ja die Bürgerschaft absichtlich in Unkenntnis der Not (800000 Gulden) erhalten. Als diese endlich kund ward, brachen wilde Bewegungen aus, die hervorragenden Männern das Leben kosteten, ein Theil der Bürger suchte Rettung bei dem Erzbischof Uriel von Mainz, der die Gelegenheit die Stadt völlig zu unterwerfen zu benutzen eilte, während die Gegenpartei sich an Sachsen anlehnte. Der leidige Handel wurde auch durch kaiserliche Machtgebote nicht geschlichtet und hätte wohl noch länger als sieben Jahre (1509—1516) ganz Thüringen in Spannung gehalten, wenn nicht durch die versöhnliche Friedfertigkeit des Kurfürsten das rasche Zufahren seines Bruders Johann,

welcher in Weimar Hof hielt, und seines Vatters Georg gemäßigt worden wäre. Welche Wichtigkeit diesen Streitigkeiten beigelegt ward, läßt sich aus einem Briefe des Nuntius Meander vom December 1520 entnehmen; der päpstliche Gesandte berichtet aus Worms, daß daher sich des Kurfürsten Haß gegen die Geistlichen und eine tödliche Feindschaft gegen die Mainzer Erzbischöfe schreibe, — einer von den vielen Beweisen, wie sehr man auf römischer Seite dazu bereit war, die Vorgänge in Deutschland aus niedrigen Beweggründen zu erklären.

Die Erwähnung dieser Begebenheiten führt uns von selbst zu einer Darstellung der Bedeutsamkeit und Wirksamkeit Friedrichs als Reichsfürst.

Während in Frankreich das Königtum die Kräfte der Nation in sich zusammenzufassen bemüht gewesen war, hatten sich in Deutschland entgegengesetzte Bestrebungen ausgebildet. Das Reich fiel in unzählige kleine oder größere Staatskörper auseinander, war nicht mehr imstande ein einheitliches Gesamtleben zu führen und noch weniger nach außen als starke Einheit mit Nachdruck aufzutreten. Während der langen Regierung des lässigen, nur auf die Mehrung der Habsburgischen Hausmacht bedachten Kaisers Friedrich III. hatten es die Fürsten und die Ritterschaft in gleichem Maße wie die Städte dahin gebracht, die Zugehörigkeit zu der Gesamtheit nur so weit aufrecht zu erhalten, als es ihre augenblicklichen Vorteile verlangten. Und wie die Nachbarn, Karl der Kühne von Burgund, Georg Podiebrad von Böhmen, Mathias Corvinus von Ungarn, größeren Einfluß im Reiche hatten als der Kaiser, so waren im Innern Ordnung, Friede, Rechtsschutz völlig verloren gegangen, überall und unaufhörlich wurden Fehden ausgefochten, welche die Wohnstätten in Asche legten, den Wohlstand der Einwohner auf das schwerste schädigten. Der Kaiser sah diesem Unwesen zu, ohne die Hand zu rühren, er „drucket als lang und thät hernach nichts und wartet, ob ihm eine gebratene taube in den Mund wollt fliegen“, urtheilte Albrecht Achilles von Brandenburg. Selbst

wenn er indessen hätte eingreifen wollen, er hätte es in seiner Ohnmacht nicht vermocht; trieb ihn doch der Ungar Mathias aus seinen Erblanden, so daß er Aufnahme und Unterhalt von den Klöstern erbitten mußte. — Dieser unselige Zustand schien ein Ende finden zu sollen, als mit dem Tode Friedrichs 1493 sein Sohn Max die Leitung des Reichs übernahm. Gewiß war dieser Fürst in den meisten Beziehungen das Gegenbild seines Vaters. Bei dem Eintritt in die neue Würde war er 34 Jahre alt und den Deutschen als ein tapferer Krieger, als ein Meister in allen Leibesübungen, doch auch als ein Pfleger höherer Bildung bekannt; er verstand sieben Sprachen, liebte Musik und Dichtkunst. Bestieg er kein Pferd, dessen Zaumzeug er nicht vorher geprüft hatte, fand er sich auf unwegsamen Bergen zurecht, wenn ihn die Jagdlust trieb der Spur der Gemse zu folgen, so zeichnete ihn auch Schärfe des Blicks, Unbefangenheit in dem Abschätzen der Menschen, Thätigkeit in der Handhabung der Geschäfte aus. Daneben bestrebte er sich gerecht zu sein, Kränkungen vergaß er bald, und in dem Eingehen auf die Denk- und Verkehrsweise der unteren Volksklassen, in der frohen Leutseligkeit, der freien Unmittelbarkeit, mit welcher er sich in ihrer Mitte bewegte, ist ihm keiner seiner Nachfahren gleichgekommen, er ist die volkstümlichste Persönlichkeit in der langen Herrscherreihe der Habsburger geworden. Leider standen neben diesen Vorzügen Eigenschaften, durch welche der Wert der ersteren schwer beeinträchtigt ward. Max ist nie ein guter Haushalter gewesen; obwohl für seine Person anspruchslos, war er zur Unzeit und am unrechten Orte verschwenderisch, er hatte nie Geld, wenn er dessen am meisten bedurfte. Noch gefährlicher ward diese Unfähigkeit sich im Augenblicke zu beschränken, um der Zukunft sicher zu sein, dadurch, daß er seine Natur auch in den Entwürfen und Maßregeln für seine Regierung nicht zu beherrschen vermochte. Zeigte ihm die lebhafteste Beweglichkeit des Verstandes, der Reichtum seines Erfindungsvermögens selbst in den schwersten Verlegenheiten Auswege, so führte ihn diese Begabung andererseits zu rastloser Unruhe, zu stetem Fallenlassen der Fäden, welche er eben

aufgenommen hatte; Absichten und Ziele, auch die Behandlung der Gegenstände wandelten sich bei ihm unaufhörlich. „Was dieser Monarch Abends sagt — meinte Ludwig XII. von Frankreich — hält er am anderen Morgen nicht“. Die Schrift eines hochgebildeten sächsischen Ritters Hans Luppold von Hermannsgrün warnt die Fürsten auf ihn zu vertrauen, der nur von inhaltslosen Hoffnung lebe; er galt für unredlich, trügerisch. Nimmt man dazu das vom Vater ererbte Bestreben, alles auf den Vorteil seiner Familie zu beziehen, die Verwicklungen, in welche ihn die Behauptung der burgundischen Erbschaft und die wirren Zustände Italiens brachten, so wird es begreiflich, daß von den auf ihn gesetzten Hoffnungen fast keine in Erfüllung ging.

Dessenungeachtet ward der Versuch gemacht, die deutsche Nation wieder zu einer alle Kreise umspannenden und durchdringenden Einheit zusammenzufügen. Er ist nicht gelungen. Der Mainzer Kurfürst Berthold von Henneberg und Friedrich der Weise waren es vornehmlich, welche an der Erledigung dieser Aufgabe gearbeitet haben. Dem Ersteren kam es darauf an, die gewordenen Zustände gesetzlich zu ordnen, er kann, wie Max der letzte Ritter heißt, als der letzte Staatsmann des Mittelalters angesehen werden. Weiter sah wohl Friedrich, der sich nicht verhehlte, daß eine neue Zeit hereinbreche, aber zugleich begriff, daß die Kraft eines Einzelnen nicht ausreiche sie heraufzuführen, daß es gelte den Uebergang so viel als möglich mit Schonung aller Beteiligten zu bewerkstelligen.

Auf dem Reichstage zu Worms, welcher am 26. März 1495 eröffnet ward, fanden die ersten Verhandlungen über die Neugestaltung des Reiches statt. Sie bezogen sich auf die Herstellung des Landfriedens und die Beseitigung des Faustrechts, auf die Einsetzung eines Reichsgerichts, auf die Wehrhaftmachung der Nation. Dem Könige war im Augenblicke der letzte Punkt der wichtigste; denn eben im Jahre vorher hatte Karl VIII. von Frankreich den ersten der französischen Römerzüge unternommen, die von nun an die deutschen Romfahrten ablösen sollten. Zur Ausrüstung eines Reichsheeres gehörte nunmehr, zumal seit dem Aufkommen der Landsknechte, auch eine allgemeine Reichsteuer.

Außerdem war für eine Vertretung des Reichsoberhauptes „wann das Reich ledig stehet“ zu sorgen, welcher Gedanke in der Errichtung eines Reichsregimentes zum Ausdruck kam. Max war im Grunde nur mit der Erhebung der Reichssteuer, des gemeinen Pfennigs, einverstanden, in den übrigen Entwürfen sah er eine Verkümmernng seiner Würde, eine Vermehrung der Selbständigkeit der Fürsten. So zeigte er sich zu Zugeständnissen nur geneigt, wenn ihn die Not drängte. Nach dem Tode Bertholds 1504 erlahmte die mit so großem Eifer eingeleitete Bewegung, die Dinge entwickelten sich weiter zu einer ziemlich unangefochtenen Unabhängigkeit der einzelnen Teile des Reiches und zu der Gewohnheit, daß fortan kein deutscher Fürst außer den Habsburgern mehr die drückende Bürde der Krone auf sich nahm. Die Steuer des gemeinen Pfennigs ward aufgegeben, das Reichsregiment desgleichen; es trat erst wieder einmal unter Karl V. zusammen. Geblieben ist nur die Einteilung Deutschlands in Kreise, das Reichskammergericht, die Erhebung Württemberg's zu einem größeren Staatskörper, womit deutlich bewiesen ward, daß der Zug der Zeit auf die Stärkung der Provinzialstaaten hinausging. Aber es blieb zugleich das Gefühl davon, daß Deutschland schwer krank, daß eine tiefgreifende Neuordnung unumgänglich nötig sei. Auch die Regelung der Verhältnisse des Reiches zum päpstlichen Stuhle, welche neben den Verfassungsangelegenheiten geplant war, blieb unerledigt. Was wollte es besagen, daß Max seit 1508 sich ohne Mitwirkung des Papstes den erwählten Kaiser nannte? So ist es geschehen, daß derjenige Teil der sehnsüchtigen Wünsche des ganzen Volks, welcher anfangs im Hintergrunde zu stehen schien, unerwartet an die erste Stelle trat, daß die politischen Bewegungen von der kirchlichen zur Seite gedrängt wurden, daß eines Bergmanns Sohn dem Volke der Führer zu einem neuen Leben ward, weil der höchste Fürst der Christenheit sich unfähig erwies.

In welcher Ausdehnung Kurfürst Friedrich an den Beratungen über diese Fragen teilnahm, läßt sich aus der kurzen Bemerkung Spalatins entnehmen, „Hat ungeferlich ob dreißig Reichs-Tage ersucht, Ist auch Seiner Kaiser-

lichen Majestät Oberster Rath, folgend auch Stadthalter general gewest". Im Jahre 1501 war er allerdings der Vorsitzende des Reichsregimentes, 1507 ernannte ihn Max zu seinem Stellvertreter. Allein zur Genugthuung hat ihm diese Thätigkeit keineswegs gereicht. Abgesehen davon, daß Max jeder durchgreifenden Umgestaltung widerstrebte, ließ er ihm seinen Unmut sehr merkbar fühlen, als das Regiment, um den Krieg zu verhindern, selbständig einen Ausgleich der Streitigkeiten mit Ludwig von Frankreich anzubahnen suchte; auch in der erbitterten Fehde, welche zwischen den verschiedenen Linien des Hauses Wittelsbach um das Erbe des Herzogs von Baiern-Landshut ausbrach und ganz Süddeutschland von 1503—1509 aufregte, standen beide einander entgegen. Ja, er hatte sogar über eine schwere Kränkung seiner Rechte zu klagen. Denn obwohl dem Wettinischen Gesamthause schon 1480 die Lehnsnachfolge in den Landen Jülich und Berg versprochen und verbrieft war, so mußte er sich doch gefallen lassen, daß Max 1511 diese Besitzungen an den Herzog von Cleve verließ. Welche Aussichten gingen damit den Wettinern verloren! Die Machtentfaltung des Geschlechtes würde eine viel großartigere geworden sein, wenn es gelungen wäre, den Rautekranz bis an die Ufer des Rheines zu tragen.

Wir haben an diesen Ereignissen nicht vorübergehen dürfen, weil Friedrich mitten in denselben stand. Aber außer der Unzufriedenheit, der suchenden Unruhe, welche nach dem Mißlingen der „großen Anschläge“ in alle Schichten des Volkes eindrang, durchzogen noch andere Strömungen die Nation, die einen in heftigen Stößen ausbrechend, die anderen in der Stille wachsend, Strömungen, welche dem Auge des Kurfürsten nicht verborgen blieben. Die Ritterschaft ist schon erwähnt worden. Seitdem der Geldverkehr an die Stelle der Naturalwirtschaft getreten war und die Mauern ihrer Burgen dem Pulver nicht mehr widerstanden, war die Lage der Ritter eine andere geworden; sie suchten ihre Macht zu erhalten, indem sie sich zu Bündnissen zusammenthaten, aber zugleich waren

sie die Bedränger ihrer Bauern und die erbitterten Gegner der Kaufleute in den Städten geworden. Man weiß, wie viele Genossen Götz von Berlichingen hatte, wenn er den Pfeffersäcken von Nürnberg auflauerte, und Franz von Sickingen trat sogar den Fürsten entgegen. Im Innern der großen Städte war es gleichfalls bedenklich bestellt. Wie es oben von Erfurt erzählt ward, so lehnten sich fast überall die unteren Klassen gegen die Geschlechter auf, welche bisher den Rat allein besetzt hatten. Noch gefährlicher war die Gährung, welche sich in dem Bauernstande, insbesondere Süddeutschlands, zeigte. In Franken, in Baden, im Elsaß, bei Rempten, auch in Oesterreich, und gar in Schwaben verlangten die Hörigen und Pfleghaften ungestüm Nachlaß für ihre Frohnden und Steuern. Der Bundschuh wie der arme Konrad mußten mit gewaffneter Hand gesprengt werden.

Daß diese Regungen auch religiöse Grundlagen hatten, befremdet nicht. Auf die Mißernten von 1501 und 1502 folgte eine böse Hungersnot, und auf diese die Pest, welche einzelne Städte am Rhein um die Hälfte der Einwohner entvölkerte. In solchen Nöten wendet sich das Volk regelmäßig der Einkehr und Buße zu. Aber überhaupt ist es das Gepräge jener Zeit, daß die Masse des Volks von einem lebhaften Drange nach religiöser Vertiefung erfüllt war. Bei allen auffälligen Erscheinungen war es geneigt Wunder zu sehen. Bußwallfahrten, an welchen alle Geschlechter und Altersstufen teilnahmen, waren nicht ungewöhnlich; nach Niclashausen bei Wertheim zogen Tausende von fränkischen Bauern, um sich von dem Pfeifer Böhme, welcher für heilig galt, segnen zu lassen. Damals ist die Verehrung der heiligen Anna allgemein geworden, die des heiligen Rockes in Trier hat kein geringerer volkstümlich gemacht als Kaiser Max selbst. Die Geschichte des Kreuzesholzes und die Weissagungen der Sibylle über die Ereignisse bis zum Weltende sind gerade damals wiederholt gedruckt. Niemals ist man so eifrig auf die Erwerbung von Reliquien bedacht gewesen. Und diese Regungen wurden nicht etwa von der Priesterschaft geleitet, welche sich vielmehr gleichgiltig dagegen verhielt; sie kamen aus dem Herzen des Volks selber.

So tritt uns überall die Erscheinung entgegen, daß die Formen, in welchen das deutsche Volk sich lange bewegt hatte, zerfielen, daß die Rahmen nicht mehr weit oder stark genug waren, alle Bestandteile desselben zu umfassen. Noch mehr! Es hatte sich außer denselben seit geraumer Zeit eine neue, besondere Schicht der Gesellschaft erhoben, welche im Gegensatze zu den übrigen eine Gruppe für sich ausmachte: das sind die Gebildeten, die mit dem Namen Humanisten bezeichnet zu werden pflegen. Zuerst in Italien war es Sitte geworden, die Beschäftigung mit den Denkmälern der Römer und Griechen, denen der Litteratur wie der Kunst, aus anderen Gründen wie bisher aufzunehmen; war das Lateinische die Sprache der Kirche gewesen, hatte man es gelernt, weil es überall verstanden ward, so ließ man sich jetzt durch die Schönheit der Form und die Bedeutsamkeit des Inhalts anziehen. Dies war noch mehr der Fall mit dem Griechischen, dessen Kenntniß die Flüchtlinge aus Konstantinopel brachten. Der Laien wie der Geistlichen bemächtigte sich ein jugendlicher Eifer, die Hervorbringungen jener alten Welt kennen zu lernen, ihre Dichter zu bewundern, ihre Philosophen zu verstehen, ihren Staatsmännern nachzuempfinden. Bibliotheken wurden durchsucht, Inschriften entziffert, Kunstwerke ausgegraben, um so viel als möglich von den versunkenen Lebenszeugnissen der alten Culturvölker wieder zu gewinnen. Seit den Concilien in Constanz und Basel fand diese Strömung ihren Weg auch nach Deutschland, Hunderte wanderten über die Berge, um an der neuen Erkenntniß teilzuhaben, Universitäten wurden gegründet, an den meisten Lehrstühle für das Verständniß des Altertums errichtet. Und wie sich jenseit der Alpen die begeisterten Anhänger dieser Richtung zuerst in einen unbewußten, dann offen eingestandenen Gegensatz zu den Ueberlieferungen der mittelalterlichen Welt gestellt hatten, wie sie von dem Gefühle des Wertes ihrer Persönlichkeit gehoben wurden, die im Besitze einer eigenartigen, vielseitigen Bildung, nicht mehr von dem Stande, dem Orden, dem Staate geschützt und getragen zu werden brauchte: so entfernten sich gleicherweise in Deutschland ihre Jünger aus dem Geleise der Gewohnheit,

sie bildeten eine besondere Klasse, deren einzelne Glieder nicht daran zweifelten, mit ihrer höheren Weltanschauung sich mit den Höchsten messen zu dürfen. Es ist denkwürdig, daß die abendländischen Nationen in demselben Augenblicke, wo sich ihnen ein Zugang zu einer ungekannten Welt jenseit der Meere eröffnete, aus einer begrabenen neue Lebenskraft schöpften.

Wer kennt nicht die Namen Reuchlin, Erasmus, Pirckheimer, Hutten, — um nur die berühmtesten zu nennen? Ihre Anhänger und Bewunderer waren durch ganz Deutschland zerstreut. In Italien hatte man in der Betreibung der Altertumsstudien einen Ersatz dafür gefunden, daß das kirchliche und religiöse Leben nahezu erstorben war, in Deutschland ward der Gewinn aus dieser Quelle wenigstens zum teil auf jenes Gebiet übergeleitet. Reuchlin erschloß mit seinem Unterricht im Hebräischen den Weg zu einer gründlicheren Kenntniß des Alten Testaments, seine Freunde begannen die Lehre der Kirche auf anderen Grundlagen aufzubauen, als auf denen der Theologen des Mittelalters, Luthers Bibelübersetzung wäre ohne die humanistische Bildung nicht möglich gewesen. Allein der Humanismus als solcher hat nichts volkstümliches, wendet sich vielmehr vornehm von dem ab, was die Allgemeinheit bewegt.

Fassen wir die einzelnen Züge des Bildes, das sich uns dargeboten hat, noch einmal zusammen! Es leuchtet ein, daß die Loslösung von der Vergangenheit eine so in die Tiefen dringende, alle Glieder des Reichskörpers umfassende war, wie es seit Karl dem Großen, der das Land der abendländischen, christlichen Welt eingefügt hatte, nicht der Fall gewesen. Der Glanz der Krone ist erloschen, — er soll erneuert werden. Gegenüber diesem Aufschwunge steht das Drängen der großen Stammesfürsten nach vollerer Machtentwicklung. Die Ritterschaft hat die Grundlagen ihrer Kraft eingebüßt, — auch sie macht Versuche, dem drohenden Untergange zu entgehen. Ihre und der übrigen Landherren Hinterleute sind fast alle hörig und unfrei geworden, — in gewaltsamen Erhebungen suchen sie der unerträglichen Lasten ledig zu werden. In den Städten hat sich eine völlig abweichende Lebensordnung und Denk-

weise gebildet, sie wird genährt von der volkstümlichen deutschen Litteratur, die im Verein mit dem ausgedehnteren Verkehr vorurteilslosere Anschauungen fördert, — doch auch in ihren Ringmauern zerfallen die alten gesellschaftlichen Gliederungen, auch hier erhebt sich das niedere Volk. Und ganz gesondert von allen treten die Humanisten als ein neuer, anspruchsvoller Stand auf, der den Bruch mit dem, was so lange gegolten hat, offenkundig auf seine Fahnen schreibt. „Ja“ — so rufen die katholischen Verfasser der „Geschichtslügen“ aus — „es war eine neue Bildung, eine neue Wissenschaft, welche in der Mitte des 15. Jahrhunderts auftauchte: ihr Ziel war die Vernichtung der Kirche“.

Die Vernichtung der Kirche? Diese Behauptung ist unwahr. Niemand hat an die Vernichtung der Kirche gedacht, an eine Reinigung und Besserung derselben allerdings Hunderttausende, Laien wie Diener der Kirche. Zur Zeit des Baseler Konzils hatten die französischen Könige ihr Land gegen die Uebergriffe der Päpste sicher gestellt. War es unbillig, wenn die Deutschen jetzt die gleichen Forderungen erhoben? Zumal nachdem der Glaube an den Vorrang der Päpste vor der Gesamtheit der Kirche erschüttert war? Hohe Summen gingen jährlich als Annaten, d. h. als die Jahreseinnahme der geistlichen Stellen, welche die römische Kurie nach der Erledigung einer Pfründe erhob, ehe sie wieder besetzt ward, von Deutschland nach Rom. Wozu? Um die Fehden, welche Sixtus IV. mit seinen Gegnern in Italien führte, zu bestreiten, um die sechzehn Kinder Innocenz' VIII. zu versorgen, um die Mittel zu gewähren für das lasterhafte Leben Alexanders VI. und den verbrecherischen Ehrgeiz seines Sohnes Caesar Borgia. Wahrlich, diese Päpste waren mit nichten heilige Väter, auch Julius II. nicht, welcher zwar Ordnung in seinem neugegründeten Kirchenstaat herstellte, doch mehr ein Kriegsmann als ein Fürst des Friedens war, und ebensowenig Leo X., der elegante, von jedem geistreichen Einfall belustigte Sohn Lorenzos des Prächtigen von Florenz. Wie tief war das Ansehen des Oberhauptes der Kirche gesunken, wenn selbst Kaiser Max 1511 ein Konzil nach Pisa gegen und ohne

Julius II. berufen konnte! Und nicht besser war es um das Leben, die Führung der Kardinäle bestellt. In ihren Kreisen stand die Sorge um die Wohlfahrt der Kirche zurück vor derjenigen um den weltlichen Einfluß, um Glanz und Bequemlichkeit des Haushalts, um Betreibung ihrer Lieblingsbeschäftigungen. Wenn Julius die dreifache Krone nur durch ungeheure Bestechungen erlangt hatte, so war Leo X. genötigt, einen Cardinal hinrichten zu lassen, weil er sich an die Spitze einer Verschwörung gegen den Papst gestellt hatte. Und die Mehrzahl der niederen Kirchendiener? Die Berichte aus jener Zeit sind voll von Klagen über die Mißstände in den Klöstern, über die Unwissenheit, Trägheit, Herrschsucht der Weltgeistlichkeit. Ein Beispiel aus Sachsen möge zum Beweise dienen. Noch 1518 mußte der Rat von Annaberg, von den Bürgern gedrängt, an den Meißner Bischof eine Klage über den Pfarrer Messerschmidt einreichen, der die Pfarre zur Bierstänke eingerichtet hatte, bei der Messe nicht selten betrunken war, sich im Wirtshaus mit seinen Kaplänen prügelte. Gewiß sind in den Briefen der Dunkelmänner, jener Spottschrift, welche von den Humanisten bei Gelegenheit des Reuchlin'schen Streites gegen die Kölner Dominikaner verfaßt wurde, manche Uebertreibungen und Verzerrungen enthalten; allein daß sie geschrieben werden konnten, daß sie überall mit Lachen und Billigung gelesen wurden, ist ein untrügliches Zeugnis dafür, daß ihr Inhalt mit dem Volksurteil, mit der Volksstimme zusammentraf. „Das ist nicht mehr das katholische Deutschland von ehemals“, klagt Meander in einem Berichte.

Beschwerden über all dies waren auf den Reichstagen wiederholt laut geworden. Am bittersten ward über die endlose Ausschreibung des Ablasses und des Türkenzehntes geklagt, wodurch „ein groß Mürmeln und Unwillen der Laien gegen die Klerisei“ entstehe.

Wie von den katholischen Geschichtsschreibern überhaupt die kirchlichen Uebelstände geleugnet oder wenigstens in ihrer Bedeutung abgeschwächt werden, so wird auch behauptet, daß das Wesen des Ablasses von den Evangelischen falsch aufgefaßt, der katholischen Kirche wegen dieser Ein-

richtung ein ungerechtfertigter Vorwurf gemacht werde. Es ist allerdings falsch — das ist bereitwillig zuzugestehen —, wenn gemeinhin angenommen wird, daß die Kirche die Sündenvergebung für Geld verkauft habe; thatsächlich hat sie nicht mehr als den Erlaß der äußerlichen, der zeitlichen Kirchenstrafen für den Erlös der Ablassbriefe verheißen. Solche Strafen, Fasten, Verweisung von der Teilnahme am Gottesdienst, Bann, waren seit langen Jahrhunderten eingeführt, diese konnten gegen ein gutes Werk, gegen eine Kreuzfahrt, das Aufsuchen eines Gnadenortes nachgelassen werden, — vorausgesetzt Sündenbekenntnis und Buße des Betroffenen. Als die Lehre vom Fegefeuer aufkam, das ja gleichfalls die Reinigung von zeitlichen Strafen vor der Seligkeit bedeutet, ward auch dies in den Kreis der Erlasse gezogen. Und da ferner die Lehre von den überschüssigen Verdiensten Christi und der Heiligen es ermöglichte, die Sündenstrafen auszugleichen, so entstand der Gebrauch der Seelenmessen für die Verstorbenen, es bildete sich die Vorstellung aus, daß mit einem guten Werke oder dem dafür eintretenden Ablass die Kirche, also der Papst, einen bis in das künftige Leben hineinreichenden Nachlaß der Sündenstrafe geben könne. Wie nahe lag es, daß die weniger gebildete Menge die Befreiung von den Strafen mit der Sündenvergebung selbst verwechselte, was denn wirklich geschah; wie nahe ferner, daß geldbedürftige Päpste den Ablass als eine leicht erschließbare Einnahmequelle ansahen. Und welcher heillose Unfug ist von den rohen, schamlosen Ablassverkäufern mit der Heilsbedürftigkeit der Gläubigen getrieben worden; hießen doch die aus Deutschland dafür eingehenden Gelder schlichtweg in Italien „die Sünden der Deutschen (peccata Germanorum)“. Auch Kurfürst Friedrich ist nicht von vornherein ein Gegner des Ablasses gewesen, die große Elbbrücke bei Torgau hat er aus Ablassgeldern gebaut; erst später verbot er aus staatswirtschaftlichen Gründen den Handel.

Zu den vielen Fragen, welche die Gemüter bewegten, trat also noch eine überaus wichtige, die Reformation der Kirche, und diese ward sehr bald der vorwiegende, ja alleinige Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit.

Inzwischen hatte der Kurfürst eben zu jener Zeit, als er mit den Reichsangelegenheiten schwer genug belastet war, einen Plan ausgeführt, an den er bereits vor der Jerusalemfahrt gedacht haben mochte, die Gründung der Universität Wittenberg. Es ist nicht anzunehmen, daß ihn dazu eine andere Rücksicht als die Hochschätzung wissenschaftlicher Bildung geleitet hätte. Noch waren die Wissenschaften nicht so streng gesondert als heute, gab es doch viele Gelehrte, welche ebenso wohl Theologen als Juristen und auch in der Medicin erfahren waren, wie wir dies z. B. von Martin Pollich wissen; überdem war die Theologie die vornehmste Wissenschaft. Friedrich verband daher die neue Hochschule mit dem Stifte Allerheiligen, welches reichliche Pfründen besaß, überwies den Professoren die Einkünfte derselben und ließ die geistlichen Stellen, welche durch das Land zerstreut waren, durch Vikare verwalten. Nachdem dann durch den päpstlichen Legaten am 2. Februar, durch König Max am 6. Juli 1502 die Bestätigung und die Erteilung der Privilegien erfolgt war, wurde die Universität am Tage Lucas, 18. Oktober 1502, eingeweiht. Wir erstaunen, wenn wir von der Geringsfügigkeit der Aufwendungen lesen; für die Besoldung des Lehrkörpers wurden insgesammt nur 3795 Gulden angewiesen, einige Professoren erhielten ein Jahresgehalt unter 100 Gulden.

Der erste Rektor war der öfter genannte Martin Pollich. Unter den Theologen genossen der Generalvikar der Augustiner Staupitz, der Lehrer Luthers in Erfurt Jodocus Trutvetter, Andreas Bodenstein aus Carlstadt hohes Ansehen, der hervorragendste Jurist war Henning Göde, für die Bibliothek sorgte im Auftrage des Fürsten sein vertrauter Hauskaplan und Geheimschreiber Spalatin. Daß von diesem „weißen Berge“ die ganze Welt Weisheit und Reinheit der Lehre holen werde, war eine Vorhersagung des Franziskanerpriors Fleck, die sich bald erfüllen sollte.

Denn der vom Kurfürsten hochgeachtete Staupitz bewirkte es, daß noch ein anderer Erfurter zum Lehrer der Theologie ausersehen ward, Martin Luther, derselbe

Mönch, welchem er einst durch seinen Zuspruch Ruhe der Seele wiedergegeben und den rechten Weg für wissenschaftliche Studien gewiesen hatte, 1508. Erst später wurden Nicolaus von Amstdorf und für die griechische Sprache Philipp Melanchthon berufen, dieser 1518. Der Kurfürst legte den höchsten Wert auf das Aufblühen seiner jungen Stiftung, wie er denn Trutvetter, welcher 1510 nach Erfurt zurückkehrte, sein ernstes Mißfallen über diesen Schritt zu erkennen gab. Verließ nun auch das erste Jahrzehnt nicht ohne Schwankungen, so wuchs die Zahl der Besucher doch in überraschendem Maße, es schien einzutreffen, was der Kurfürst in seiner Bestätigungsurkunde ausgesprochen hatte, daß die Anstalt, eingerichtet zum Nutzen aller Wißbegierigen, sich dauernden Ruhm erwerben werde. Neuerungen in der Lehrweise traten nur insofern ein, als Luther den Weg, welchen er selbst in Erfurt geführt war, verließ und in seinen Vorträgen sich nicht ferner auf die mittelalterliche Philosophie, die sogenannte Scholastik, sondern auf die Bibel selbst bezog. Auch die alten Sprachen wurden in freierer Weise und mit größerem Eifer als anderwärts betrieben.

Bis zu dem Jahre 1517 sehen wir den Kurfürsten als frommen Sohn der Kirche ohne Anfechtung innerhalb des Kreises von Glauben und Aberglauben stehen, in welchem sich die gesamte abendländische Christenheit bewegte. Noch immer hatte er durch Staupitz Reliquien für sein Allerheiligenstift erwerben lassen; die neue Hochschule war der Jungfrau Maria und dem h. Augustinus gewidmet, Patrone der einzelnen Fakultäten waren für die theologische der h. Paulus, für die juristische der h. Ivo, für die medicinische Cosmus und Damianus, für die vierte die h. Katharine. Er selbst war ein eifriger Verehrer der h. Anna, mit deren Namen und Bild er eine Münze hatte prägen lassen, auch gehörte er der Bruderschaft von Sanct Ursulae Schifflein an, deren Mitglieder eine Menge von geistlichen Schätzen angesammelt hatten, um sich gegenseitig die Seligkeit zu verbürgen. Daß er in vielen Beziehungen weiter sah als die Masse, was wollte dies sagen im Ver-

hältniß zu der allgemeinen Befangenheit, an welcher er seinen vollen Anteil hatte?

Da kam der 31. Oktober 1517. Dieser Tag hat nicht etwa eine völlige Umwandlung in dem Kurfürsten bewirkt, aber die darauf folgenden Ereignisse haben dazu beigetragen, daß seine Anschauungen allgemach unbefangener wurden.

Im Erzbistum Mainz waren nach dem großen Berthold in kurzen Zwischenräumen zwei Erzbischöfe gestorben. Danach ward 1514 der vierundzwanzigjährige Hohenzoller Albrecht, welcher bereits Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt war, auf diesen Stuhl erhoben. Sein Sprengel war nicht imstande 30000 Gulden für das Pallium zu bezahlen, welche er schon zweimal hatte erlegen müssen; und die päpstliche Kammer erließ nichts. Luther nennt das Pallium einen flächsernen Faden, kaum einen Schwertgroschen wert. Es war ein Ueberwurf über dem Meßgewande, hergestellt aus der Wolle, welche der Papst am Agnetentage über den Gräbern der Apostel Petrus und Paulus zu weihen pflegte; ehedem hatten die Päpste das Pallium an begünstigte Kirchenfürsten verschenkt, nunmehr verkauften sie es. Albrecht war nicht hart genug, die Last auf die Gemeinden abzuwälzen, er borgte bei den Fuggers, jenen reichen Augsburger Kaufherren, welche so hohe Zinsen zu berechnen pflegten, daß sie sich wegen dieser Geschäftspraxis von dem Ingolstädter Professor Joh. Eck, von welchem noch weiter die Rede sein wird, verteidigen lassen mußten. Um die Schuld bezahlen zu können, suchte Albrecht bei Leo X. die Erlaubnis zur Ausschreibung eines Ablasses in seinen Sprengeln nach, die dieser ohne Bedenken gab; er sollte ja die Hälfte des Gewinnes erhalten und nahm das Geld gern, da der Bau der Peterskirche und die Pracht seiner Hofhaltung ungeheure Summen verschlangen. So ward ungeachtet der oftmaligen Verwahrung des Reichstages den gutmütigen Deutschen eine abermalige geistliche Steuer aufgelegt, bei deren Eintreibung die Scham so sehr beiseite gelassen ward, daß ein Beauftragter des Hauses Fugger den Angestellten Albrechts, den markt-schreierischen Dominikaner Joh. Tezel zur Beaufsichtigung

begleitete. Von katholischer Seite ist man bemüht gewesen, das Verfahren Tezels zu rechtfertigen, mindestens zu entschuldigen. Ohne Erfolg. Es sind der Zeugnisse zu viele und zu unanfechtbare über die unwürdige, lästerliche Art, mit der er sein Gewerbe betrieb.

Was nun folgte, ist bekannt. Luther schlug am Tage vor Allerheiligen, an welchem sich die Stiftsangehörigen in Wittenberg versammelten, seine 95 Thesen an der Schloßkirche an; ob gerade deshalb 95, weil Albrecht in seiner Weisung für die Commissarien 94 Sätze aufgestellt hatte, mag dahingestellt bleiben.

Der Kurfürst hatte den Ablassvertrieb in seinen Ländern, welche an die von Magdeburg grenzten, verboten. Sah er die gewaltige Erregung kommen, welche folgte? Die Sage nimmt eine solche Vorahnung an und spricht dies aus, indem sie von einem merkwürdigen Traume Friedrichs erzählt, welchen er in Spalatin's Gegenwart seinem Bruder Johann mitgeteilt haben soll. Er sei in der Nacht vor Allerheiligen in seinem Schlosse zu Schweinitz nach dem Gebet ruhig eingeschlafen. Nach Mitternacht habe Gott einen Mönch zu ihm geschickt, einen Sohn des Apostels Paulus, begleitet von den Heiligen, dem er erlauben sollte, etwas an die Schloßkirche in Wittenberg zu schreiben. „Darauf fähete der Mönch an zu schreiben und macht so grobe Schrift, daß ich sie hier zu Schweinitz erkennen konnte; er führte auch eine so lange Feder, daß sie mit dem anderen Teile gen Rom reichte und einen Löwen, der zu Rom lag (Leo X.), mit dem Sturz ins Ohr stach, so daß der Sturz zum anderen Ohre wieder herausging. Und streckte sich die Feder bis an der päpstlichen Heiligkeit dreifache Krone und stieß so stark daran, daß sie begunte zu wackeln und wollte ihrer Heiligkeit vom Haupte fallen. Wie sie nun also im Fallen ist, deucht mich, ich und Euer Liebden stünden nicht weit davon, ich streckte meine Hand auch aus und wollte sie helfen halten; in demselben geschwinden Zugriff erwachte ich und hielt meinen Arm in die Höhe, war ganz erschrocken und zornig auf den Mönch, daß er seine Feder nicht bescheidener führte.“ Der Traum wiederholt sich das zweite und dritte Mal, Friedrich er-

fährt, daß die Feder von einer böhmischen hundertjährigen Gans (Hus) stammt, der Papst verlangt, daß er dem Mönch wehren soll, dann wacht er auf.

Wie ward dieser erste Schritt Luthers von denen angesehen, auf deren Urteil es ankam? Die römische Curie konnte ihrer Natur und Ueberlieferung nach nicht anders als die Thesen des kecken Mönchs verdammen, mochte auch in der 38. gesagt sein, daß des Papstes Vergebung und Austheilung mit Nichten zu verachten sei, weil sie eine öffentliche Erklärung göttlicher Vergebung enthalte. Kaiser Max ließ sich von Staatsrückichten bestimmen. Wir kennen Aeußerungen von ihm, welche beweisen, daß er, weit entfernt, dem Wittenberger Augustiner Unrecht zu geben, eine gewisse Teilnahme für seine Sache hatte; zu dem Kämmerer Pfeffinger sagte er: „Was macht Euer Mönch? Seine Dinge sind nicht zu verachten, er wird ein Spiel mit den Pfaffen anfangen.“ Das war auf dem Reichstage in Augsburg, als er Grund hatte, auf Leo zu zürnen; in der Folge hat er des Mönchs kaum wieder gedacht. Ueber die Auffassung ferner des Kurfürsten würde nach dem, was vorhin bemerkt ist, nichts zu sagen sein, wenn nicht bereits von den Mitlebenden die Vermutung geäußert worden wäre, daß Luther des stillen Einverständnisses seines Landesherrn sicher gewesen sei. Dieser Annahme steht die ausdrückliche Versicherung des Gegenteils in verschiedenen Briefen Luthers an Spalatin entgegen; gleichwohl hat der Argwohn, wie aus den oben angeführten Worten des Nuntius Aleander erhellt, im feindlichen Lager sich erhalten. Andererseits war Friedrich keineswegs gewillt, seine Hochschule der Kraft zu berauben, welche die meisten Hörer nach Wittenberg zog. Als Luther zu einer Kapitelversammlung der Augustiner nach Heidelberg entboten wurde, ließ er an Staupitz in der Osterwoche 1518 schreiben: „Weil wir an diesem Manne fast gut Gefallen haben und sein nit gern lang von der Universität und seiner Lektion geraten, so ist unser Begehren, Ihr wollet daran und förderlich sein, daß er uns erst wieder allher komm' und nit verzogen noch aufgehalten werde.“ Noch weniger war es seine Art zu leiden, daß den Angehörigen seines Landes

Gewalt angethan würde. Zwar war sein kirchlicher Standpunkt noch immer der bisherige; auf die Forderung des Kardinals Rovera, welche im Auftrage des Papstes gestellt ward, Luther seinen Schutz zu entziehen, ließ er antworten: „daß ich nichts anderes fürnehmen oder thun will, auch weder ein ander Gemüt noch Willen fasse, denn daß ich mich gegen der heiligen Kirche gehorsamlich und unterthänig erzeigen will. So hab' ich auch bisher mich noch nie unterstanden, Schriften oder Predigten Luthers zu verteidigen. Auch thut mirs von Herzen wehe, daß in meinem Alter Irrtum im heiligen katholischen Glauben sollt entstehen; viel beschwerlicher aber wär mirs, daß solcher Irrtum von mir sollte gefördert und geschützt werden, vor welcher greulichen Sünde wolle mich der barmherzige Gott unbesfleckt erhalten.“ Allein zugleich enthielt diese Antwort die Andeutung, daß er nicht darein willigen würde, den Mönch nach Rom auszuliefern. „Dr. Martinus hat sich allezeit erboten, so er mit freiem, sicherem Geleit wohl und genugsam verwahrt ist, wollte er vor frommen, unverdächtigen, unparteiischen, gelehrten und christlichen Richtern seine Lehre selbst verteidigen.“

Verhielt sich so der Fürst parteilos und abwartend, so scheint die Beistimmung der Räte und Hofleute eine warme und vollständige gewesen zu sein; auch ist wohl der Gedanke, die Auslieferung Luthers nach Italien abzulehnen, seine Vernehmung in Deutschland zu erlangen, dem Kurfürsten durch Spalatin und andere Räte nahegebracht; wir finden diesen Ausweg von Luther selbst vorgeschlagen in einem Briefe an Spalatin vom 8. August 1518. Ein Teil der Geistlichkeit stand gleichfalls auf dieser Seite, vornehmlich die Augustiner, welche ihn in Heidelberg ohne Mißstimmung als den ihrigen aufnahmen; sogar ein Bischof, der Würzburger Lorenz von Bibra, sprach sich zu seinen Gunsten aus. Und wie viel mehr noch die Studenten, welche die Gegenthesen Tezels, die ein Hallenser nach Wittenberg brachte, kurzweg verbrannten! Aber die Masse des Volks? Ein Zeitgenosse berichtet: „in vier Wochen hatten die Thesen schier die ganze Christenheit durchlaufen, als wären die Engel selbst Botenläufer.“ Nicht nur in

Deutschland, sondern in Italien, in England machten die Sätze das größte Aufsehen. Endlich ein Mann, endlich ein Wort! Die lebhaftesten Anhänger wurden begreiflicher Weise die Bürger der Städte, zumal die Nürnbergs.

Umgekehrt fehlte es auch nicht an Gegnern; und leid mochte es Luther wohl thun, daß außer solchen, welche offen gegen ihn austraten wie Eck, Wimpina, auch manche seiner alten Erfurter Genossen sich von ihm abwandten.

Wichtiger indessen als die Frage um Luther war im Augenblicke für das Reich die andere um den Nachfolger Maximilians. Hauptsächlich um diese für seinen ältesten Enkel Karl, der bereits König von Spanien und Neapel, Herzog von Burgund war, sicher zu stellen, hatte Max den Reichstag nach Augsburg im Sommer 1518 berufen. Auf demselben erschien zugleich als päpstlicher Legat der Cardinal Cajetan, welcher eine neue Türkensteuer fordern, nebenbei dem Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg die Kardinalswürde bringen sollte; außerdem war er beauftragt, die Lutherische Kezerei, wie man in Rom die Sache nannte, zu beseitigen.

Wäre Leo nur der erste Priester der Christenheit, nicht auch weltlicher Herrscher gewesen, so würde er in der Frage der Nachfolge ohne Besinnen sich für die Wahl Karls zum Römischen König haben entscheiden müssen, denn der junge Habsburger galt als ein treuer Sohn der Kirche und besaß Machtmittel genug, um der Kirche wesentliche Dienste zu leisten. Allein der geistvolle Papst war in erster Linie Fürst und Glied des Hauses Medici, ihm erschien Karls Uebermacht drückend und gefährlich für den Kirchenstaat, zudem hatten ihn die Beziehungen seiner Familie in der letzteren Zeit auf die Seite Frankreichs gestellt, und der Wittenberger Handel berührte ihn in der Tiefe eigentlich nicht. Ging er nun auch mit Max den gleichen Weg, soweit es sich um die Türkensteuer handelte, so waren dem Cajetan doch auch Weisungen gegeben, jenem entgegenzuarbeiten, sobald es sich um die Habsburgische Machterhöhung handelte. Und auf diesem Ge-

biete war es wichtig, sich die Kurfürsten zu Freunden zu machen, insbesondere den angesehensten, Friedrich den Weisen; dies war doppelt wichtig, da der Reichstag die Türkensteuer ablehnte, hingegen seine alten Beschwerden über die kirchlichen Mißstände wiederholte. Am 27. August erfolgte der Beschluß der Kurfürsten, Karl zum Römischen König zu wählen — gegen die Stimme Friedrichs. Es war der letzte Erfolg Maximilians. Was Friedrich belangt, so war die früher freundliche Stellung zu Max seit 1512 ernstlich getrübt, und wenn Herzog Georg von der albertinischen Linie die vom Vater überlieferte Abhängigkeit von dem Hause Habsburg bewahrte, so blieb sein Vetter, der Kurfürst, kühl und zurückhaltend, verletzt vielleicht durch des Kaisers Wortbrüchigkeit bei Gelegenheit der Jülich'schen Erbschaft.

Wer sähe nicht, daß die vielfach verschlungene Lage der Dinge Luthers Sache zugute kommen mußte? Dieser hatte unterdessen verschiedene Schriften ausgegeben, welche den Beweis lieferten, daß er weit entfernt war, seinen Standpunkt aufzugeben; und hatte ihn Friedrich zur Vorsicht auffordern lassen, so dachte er daran, dessen Land zu verlassen, er mochte ihm keine Ungelegenheiten bereiten. Allein Friedrich wies es weit von sich, einen Unterthan preiszugeben, der die Zierde seiner Universität war, vielmehr setzte er es einer neuen Mahnung des Papstes gegenüber durch, daß dieser und Cajetan vorläufig mit einer Vernehmung Luthers in Deutschland zufrieden waren. Auch dem Kaiser ließ er ans Herz legen, der Auslieferung des Mönches entgegenzutreten.

Wir haben nicht weitläufiger zu erzählen, wie die Besprechung Luthers mit dem Legaten in Augsburg (Oktober 1518) den Zwiespalt zwischen jenem und der römischen Curie mehr schärfte als minderte. Der Kurfürst ließ sich durch ein Schreiben des Kardinals, in welchem Lossagung von Luther gefordert ward, nicht zu Maßregeln gegen diesen bewegen, zumal da sich die Universität ihres Mitgliedes annahm; er begnügte sich, Luther zur Verantwortung aufzufordern, schickte dessen Schreiben an den Legaten und verlangte zugleich eine bündige Darlegung

seiner Irrtümer, „damit wir erfahren, weshalb er doch ein Ketzer sein soll.“ Pseffinger erhielt den Auftrag, den Kaiser und seine Räte noch einmal um Vermittelung anzufragen. Luther freilich dachte mehr denn je an einen Wechsel des Aufenthaltsortes.

In Rom geriet man in Verlegenheit. Es war unmöglich, den Ablass fallen zu lassen. Aber konnte man sich den Kurfürsten zum Gegner machen? Jetzt, da man seiner gegen die Ueberhebung der Habsburger bedurfte? Es ward ein Mittelweg eingeschlagen. In einer Bulle, welche im Dezember 1518 in Sachsen zur Veröffentlichung gelangte, ward jeder Zweifel an der Ablasslehre verdammt, andererseits jedoch der päpstliche Kammerherr Karl von Miltitz, ein geborner Sachse, damit beauftragt, den Kurfürsten durch Ueberreichung der goldenen Rose, welche Auszeichnung nur besonders kirchentreuen Fürsten zuteil wurde, an den päpstlichen Hof zu fesseln. Der Erfolg war der, daß die Einsichtigen unter den Deutschen nun deutlich sahen, es sei keine Abstellung der oft beklagten Schäden von Rom zu hoffen, und daß Friedrich den päpstlichen Gesandten gar nicht persönlich empfing, obwohl auch dieser Luther in Altenburg durch freundliche Worte zu gewinnen gesucht hatte. Der Riß wurde nur größer, Luther appellierte an ein künftiges Concil, erhielt jedoch übrigens vom Kurfürsten die Weisung, in Wittenberg zu bleiben, als er sich eben zum Abzuge rüstete.

Immerhin schien die Streitsache sich einem friedlicheren Ausgange zuzuwenden; hatte doch Luther sich bereit finden lassen, an den Papst zu schreiben. Da zündete Eck, von nun an der erbittertste Feind Luthers, ein neues Feuer an, indem er Carlstadt und Luther zu einer Disputation herausforderte, welche im Juni und Juli 1519 in Leipzig stattfand. Der Verlauf derselben ist bekannt. Luther wurde im Eifer des Streites dazu geführt, auszusprechen, daß Hus, der vom Concil verdamnte Ketzer, nicht überall geirrt habe. Wie diese Behauptung den Reformator einen erheblichen Schritt in seiner Erkenntnis wie in seinem Gegensatz gegen Rom weiterführte, so trug sie auch den Unfrieden in das sächsische Fürstenhaus hinein. Herzog

Georg hatte die Disputation, welche von seinem Vetter Friedrich nicht gern gesehen ward, begünstigt, war selbst ein eifriger Zuhörer der beiden Streitenden gewesen: die Erklärung Luthers über Hus machte aus ihm einen entschiedenen Widersacher des Wittenbergers.

Unterdessen war ein Ereignis eingetreten, das in seiner Tragweite über allem zu stehen schien, was sonst in Deutschland geschah. Kaiser Max war am 12. Januar 1519 gestorben. Von der Persönlichkeit des Nachfolgers, seiner Befähigung, seiner Auffassung der Verhältnisse hing es ab, ob Deutschland fernerhin der Mittelpunkt der abendländischen Welt bleiben werde. Seine beiden Enkel waren Karl, für den sich bereits die Mehrheit der Kurfürsten erklärt hatte, und der mehrere Jahre jüngere Ferdinand. Stand zu erwarten, daß dieselben Kurfürsten sich an ihr Wort gebunden erachten würden? Die Wähler waren eben diejenigen, welchen an einer neuen Reichsordnung wenig lag, denen es vielmehr auf die Befestigung ihrer Selbständigkeit ankam.

Neben Karl trat als Bewerber Franz I. von Frankreich auf, kurze Zeit machten sich daneben Heinrich VIII. von England und Joachim von Brandenburg Hoffnung auf die höchste Fürstenwürde. Wir dürfen nicht dabei verweilen, welche Wendungen und Wechsel die Wahlfrage zu durchschreiten hatte: genug, daß die Franzosen eine Menge Geld, der Papst Ueberredung, Verheißung, Drohung in die Wagschale warfen, um die Bevorzugung des Königs Franz zu bewirken. Vergebens. Auch darauf ging man nicht ein, von den beiden Königen abzusehen und den angesehensten Reichsfürsten, den Kurfürsten Friedrich zu wählen, was schließlich vom Papste wie von England empfohlen ward. Friedrich selbst war dafür nicht zu gewinnen. Vielmehr entschied dieser für die Erhebung Karls von Spanien, sodaß am 28. Juni 1519, eben als man in Leipzig so hitzig stritt, der Enkel des Kaisers Max schließlich von allen Sieben in der Kapelle der Frankfurter Pfarrkirche zu St. Bartholomäus erkoren ward.

Daß Karl dem Geschlecht nach ein Deutscher war, daß die Regierung seiner übrigen Länder ihn voraussichtlich

öfter in die Ferne rufen würde, daß hingegen Franz die straffe Einheitlichkeit seiner Staatsverwaltung auch auf Deutschland übertragen könnte, — solche Erwägungen und Befürchtungen mögen die Kurfürsten bestimmt haben; sie unterließen nicht, sich ihre bevorrechtete Stellung durch eine sogenannte Wahlkapitulation, in welcher auch das Reichsregiment wieder eine Stelle fand, zu sichern. In der Masse des Volks, welches die Wahl guthieß, ist neben der nationalen Empfindung auch der Unwille über die Einmischung des Papstes wirksam gewesen. Welche Ueberlegungen aber bewogen Friedrich, die Gelegenheit zur Erhöhung seines Hauses aus der Hand zu geben und, entgegen seinem Verhalten auf dem Tage zu Augsburg, Deutschland auf lange Zeit den Habsburgern zu überantworten? Daß er, wenn er für seine Person verzichtete, nur für Karl stimmen konnte, als Deutscher und als Kurfürst, begreift sich. Allein weshalb versagte er sich der hohen Aufgabe, dem Vaterlande zu einer neuen Lebensordnung zu verhelfen, an deren Erfüllung er einst ernstlich mitgearbeitet hatte? Wir dürfen annehmen, daß die Rücksicht auf sein Alter, seine körperliche Schwachheit, und noch mehr die klare Erkenntnis von der Ueberfülle der Bedürfnisse des Volks, von der Unmöglichkeit für einen einzelnen Mann und einen Herzog von Sachsen, sie zu bewältigen, den Ausschlag gegeben haben; tantum, quantum possum, soviel als ich kann — war sein Wahlspruch. Je deutlicher er, weit voraus seinen Zeitgenossen, übersah, wie vieles zu thun sei, desto mehr steigerte sich die ihm angeborene Bedenklichkeit. War ihm doch eben die kirchliche Bewegung zu einem neuen Gegenstande der Sorge geworden, und hatte er sich doch über dieselbe noch bei weitem kein sicheres Urtheil gebildet. Eins ist gewiß: wenn er mit der Würde die Bürde auf sich genommen hätte, so würde die Entwicklung Deutschlands andere Wege, als die wir kennen, eingeschlagen haben.

Damit sind wir zu dem Lebensabschnitte des Kurfürsten gelangt, mit welchem er von der politischen Bühne

zurücktrat, sich nur noch der Verwaltung seines Erblandes, der Pflege seiner Universität und den Arbeiten widmete, welche die Ausgleichung und unparteiische Behandlung der Religionsstreitigkeiten erforderten. Unsere Verehrung für die Person des feingesinnten Fürsten wächst, indem wir wahrnehmen, wie er einerseits bestrebt ist, diese Bewegung aus sich selbst heraus ihren Abschluß finden zu lassen, gemäß seinem Grundsatz, daß die Sachen des Glaubens rein gehalten werden müßten wie das Auge, und wie er andererseits die Selbstüberwindung übt, von seinen lange gehegten Vorurteilen eins nach dem anderen abzuwerfen, ja sich den Anschauungen Luthers, dessen Art ihm wenig bequem war, einigermaßen zu nähern.

Die beiden streitenden Parteien hatten nicht geruht. Eck war nach Rom gegangen, um den Erlaß der Bulle gegen Luther zu betreiben, Herzog Georg lag dem Kurfürsten klagend an, daß er den Ketzer in sächsischen Landen dulde, Luther hingegen ließ im Sommer 1520 seine Schriften „An den christlichen Adel deutscher Nation“, im Herbst die „Von der Babylonischen Gefangenschaft“ erscheinen, zu denen der Sermon von der Freiheit eines Christenmenschen trat, und in denen insgesamt der Gegensatz gegen das Papsttum, wenigstens das damalige, unverhohlen ausgesprochen war. Gerade in dieser Zeit hatte dem Kurfürsten sein Gesandter in Rom, Valentin von Teutleben, seine Bewunderung darüber ausgesprochen, daß er Luther schütze. Die Antwort giebt einen augenfälligen Beweis davon, wie aufmerksam Friedrich beobachtete und wie er in der unbefangenen Beurteilung der Streitfragen vorwärts schritt. Nachdem er bemerkt hat, daß er Laie sei und sich der Entscheidung enthalte, daß er Luther nur schirme bis zur Fällung des Urteils, fährt er fort: „Nunmals auch die Laien anfangen klug zu werden, Lust und Liebe zur heiligen Schrift haben, dieselbe recht zu erkennen. Wo Luthers Lehre nicht mit beständigen Gründen und öffentlichen und hellen Zeugnissen der heiligen Schrift widerleget, sondern allein mit Schrecken der Kirchengewalt prozedieret und fortgefahren werden soll: so würde es nicht also hingehen, dafür mans hält, sondern würde in Deutsch-

land ein groß heftig Mergerniß erwecken und schreckliche, grausame, schädliche und verderbliche Empörungen erregen, welches dann weder dem heiligen Vater, dem Papste, noch anderen zu einigem Nutz und Frommen gereichen möchte.“

Während Eck die am 20. Juni 1520 in Rom ausgefertigte Bulle gegen Luther in Deutschland verbreitete, und Miltitz vergebliche Versuche zu machen fortfuhr, auf seine Weise den Brand zu löschen, befand sich Friedrich auf dem Wege nach Aachen, zur Krönung Karls. In Köln, wo ihm sein Gesundheitszustand verbot die Reise fortzusetzen, traf er mit dem berühmten Erasmus zusammen. Mit demselben hatte er schon im Frühjahr 1519 im Briefwechsel gestanden, aus welchem uns ein schönes Wort aufbewahrt ist. „Daß Lutheri Sachen von viel frommen, aufrichtigen und gelehrten Leuten vor gut angesehen und gelobt, desgleichen seine Schriften von vortrefflichen Männern mit großer Brunst und Begier gelesen werden, ist uns sehr lieb und angenehm, und darum desto lieber, daß auch allhier die Gelehrtesten und Fürnehmsten in unsern Ländern und Fürstentümern, geschweige denn in fremden Ländern des Mannes Leben, Wandel und Sitte sowohl als seine Geschicklichkeit wunderbarer Weise und einträchtiglich loben. Denn daß er bisher in unserem Sachsenlande hat Aufenthalt und Schutz gehabt, ist nicht allein seiner Person, sondern auch seiner Sachen halben geschehen. Achten auch das für unbillig, daß die, so aller Ehren wert, sollten von uns beschwert werden, und wollens auch durch Gottes Hilfe und Beistand nie geschehen lassen, daß irgend ein Unschuldiger in unseren Landen und Herrschaften durch unser Zulassen etlicher Bosheit und Frevel, so nur das Ihre suchen, übergeben werde.“ Jetzt beschied Friedrich Erasmus am 5. November in seine Wohnung am Dreikönigsmarke zu einer Unterredung, welcher Spalatin anwohnte. Sie wurde lateinisch geführt. „Da ließ der Kurfürst Erasmus fragen, ob ers dafür hielte, daß Dr. Martin Luther in seiner Lehre, Predigten und Schriften geirret hätte. Da schmaht erstlich Rotterdamus, ehe er Antwort gäbe. Da sperrt auch wahrlich mein gnädigster Herr Herzog Friedrich seine Augen nur wohl auf, wie denn

seine Weise war, wenn er mit Leuten redete, von denen er eine beständige Antwort wollte haben. Da hub Erasmus an und sagte rund diese Worte in Latein: Luther hat in zwei Stücken gefehlt, nämlich daß er dem Papste an die Krone, den Mönchen an die Bäuche gerührt hat.“ Das war eine Auskunst, welche für Luther Partei zu nehmen schien, die auch Erasmus in einigen Sätzen noch weiter begründete, welche er Spalatin für Luther mitzugeben gedachte, nachher jedoch zurückzog. Wenn es sich nicht sowohl um eine geistreiche Bemerkung als um die Bewährung sittlicher Grundsätze handelte, so war es um die Festigkeit der Humanisten nicht allemal gut bestellt. Erasmus ist später auf die Seite der Gegner Luthers getreten.

Auf die Veröffentlichung der Bulle hatte Friedrich mit einem unwilligen Schreiben an den päpstlichen Legaten Meander geantwortet, Luther ging einen Schritt weiter, er verbrannte die Bulle am 10. Dezember 1520. Es fällt auf, daß der Kurfürst dem Mönche diesen jähen Bruch nicht allzusehr verdacht zu haben scheint. Wie wenn er ihn als einen verdienten Gegenschlag wider das Verbrennen der Lutherischen Schriften angesehen hätte, so läßt er sich dahin vernehmen, „viel Dings wäre verblieben, wo der Papst und die Seinen hätten ohne Sturm und Frevel mit mir gehandelt.“ Aber mit welchem warmen Zuruf begleitete die Nation den streitfertigen Augustiner, der bei allem Kampfesmut soviel Mitempfinden für jeden Herzschlag des Volkes hatte und Töne anzuschlagen wußte, die bei jedermann Wiederhall fanden. Ungefähr um diese Zeit hat sich auch Hutten von der humanistischen Gleichgiltigkeit losgesagt und sich offen den Wittenbergern angeschlossen.

Der junge Kaiser war von Spanien nach den Niederlanden gesegelt und zog den Rhein herauf, um seinen ersten Reichstag in Worms zu halten. Die alten Fragen, welche Max zu vertagen gewohnt gewesen war, standen noch unerledigt, Landfriede, Heerbann, Steuern. Allein in den Augen der Nation handelte es sich zur Zeit um

diese nicht. Wie sich der neue Oberherr „zu der großen Weltveränderung“ stellen würde, — darauf waren alle Gemüther gespannt.

Wir haben seit einigen Jahren vollständige Kenntniss von den Beratungen, welche den Wormser Apriltagen des Jahres 1521 vorausgingen, sowie eine Zeichnung der anwesenden Persönlichkeiten in den Berichten, welche der päpstliche Nuntius Aleander nach Rom sandte. Aus denselben läßt sich entnehmen, daß die deutschen Angelegenheiten nicht allein in Betracht kamen, daß vielmehr die Weltpolitik ihre Schatten in alles, was vorgenommen ward, hineinwarf. Mußte doch dem Kaiser daran gelegen sein, daß er in dem bevorstehenden Kriege den Papst nicht zum offenen Gegner hätte und hinwiederum auch von Deutschland unterstützt würde. Wie viele Rücksichten waren also zu nehmen! Auf die Fürsten, die vornehmen Geistlichen, die Ritterschaft, die Städte, vornehmlich auf die Stimmung des Volks, welche sich immer bedrohlicher kundgab und die auch die Fürsten in ihren Beschwerden zum Ausdruck brachten.*)

Wenn die Deutschen das Unbillige in der Bulle gegen Luther anfochten, weil ihm seine Rechtfertigung abgeschnitten werden sollte, weil nicht Deutsche, sondern Italiener den Spruch gefällt hätten, so war es auch für den Kaiser nicht eben leicht, dem Banne sofort die Acht hinzu zu thun, ohne ihn zu hören. Häufige und lange Besprechungen wurden dieserhalb abgehalten, der Kurfürst selber schwankte, ob es vorteilhaft für seinen Mönch sei, ihn nach Worms kommen zu lassen, wäre es selbst unter kaiserlichem Geleit. Wurde er als Ketzer angesehen, wofür ihn doch die Anhänger des Papstes halten mußten, so gab es keine Sicherheit für sein

*) In Mainz weigerte sich der Henker, die Bücher Luthers auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen, weil sie nicht gesetzlich verdammt worden seien; in Worms konnte Aleander kein Quartier finden, er glaubte öfter sein Leben gefährdet; Drohbriefe wurden in der kaiserlichen Kammer gefunden, auf denen dreimal das Wort Bundschuh stand; der Bischof von Sitten äußerte unverhohlen die Besorgnis, daß die Deutschen nach der Abreise des Kaisers von dem Papste abfallen würden.

Leben, obwohl Meander dem Kurfürsten in Köln beteuert hatte, daß der Papst weit entfernt sei, seine Hände mit dem Blute desselben „feist“ zu machen, obwohl des Kaisers Beichtvater Glapio die Herstellung des Friedens in gewisse Aussicht stellte, wofern Luther die Schrift über die babylonische Gefangenschaft widerrufe. Endlich ward seine Berufung unter der Form beschlossen, daß eine Verhandlung mit ihm nicht mehr stattfinden, daß ihm nur Gelegenheit zum Widerruf geboten werden solle; es ward der Reichsherald Kaspar Sturm beauftragt, „dem ehrsamem, lieben, andächtigen Dr. M. Luther“ die Vorladung mit dem kaiserlichen Geleitsbriefe einzuhändigen; in dieser Urkunde sollte zugleich der Satz ausgelassen werden, daß einem Ketzer keine Treue zu halten sei, — darauf hatte der Kurfürst, unterstützt von dem jungen Landgrafen Philipp von Hessen, ernstlich gedrungen.

Daß Luther am 17. und 18. April vor Kaiser und Fürsten seine Sache trefflich vertreten hatte, erkannte auch der Kurfürst an, indem er zu Spalatin sagte: „O, wie wohl hat Vater Martinus geredet vor dem Herrn Kaiser und allen Fürsten und Ständen des Reichs! Er ist mir viel zu kühn.“ Aber daß die Acht trotzdem verhängt werden würde, verkannte er ebenso wenig. An seinen Bruder Johann schrieb er: „Martinus Sache stehet also, er muß ins Elend (in die Verbannung), kein Mittel giebtz dagegen, der Ausgang aber stehet bei Gott.“ In der That erschien am 28. Mai das bekannte Wormser Edikt, dessen Verfasser Meander war, das jedoch das Datum des 8. Mai trug, weil man nicht wissen lassen wollte, daß es ohne das Gutheißsen vieler Fürsten abgefaßt war, welche Worms schon verlassen hatten (Friedrich am 23. April). Darin heißt es, daß den verstockten Bertrenner und offenbaren Ketzer nach der Frist von zwanzig Tagen weder jemand hausen noch höfen, noch speisen oder tränken dürfe. Vom 4. Mai 1521 verschwand der Geächtete, der Kurfürst hatte seinen Räten Thun, Feilichsch und Spalatin den Auftrag gegeben, demselben eine Zufluchtstätte auszusuchen, die er selbst nicht kennen wollte.

Der Heldengang Luthers nach Worms wird für die

Deutschen in alle Zeit eine Großthat in ihrer Geschichte bleiben. Es ist deshalb nicht wohlgethan, etwas nebenher ins Auge zu fassen. Dennoch verlangt es die Rücksicht auf den Kurfürsten, daß wir einen Blick auf das Bild werfen, welches Aleander von ihm während des Zusammenseins auf dem Reichstage zeichnet. Natürlich ist dasselbe von dem leidenschaftlichen Hasse des Italieners entstellt. Dennoch nennt er ihn einen tüchtigen, nur von seinen Räten irregeleiteten Fürsten, der freilich wortfarg sei und seine Meinung nicht leicht fundgebe. Später allerdings berichtet er von tausend niederträchtigen, heimlichen Umtrieben der Sachsen, am 11. Mai ist er nur noch der verruchte Sachse, der das Genick brechen mag, wenn er sich nicht befehrt.

Krank war Friedrich vom Reichstage heimgekehrt, er litt am Podagra und einem äußerst schmerzhaften Gallen- und Steinleiden. Aber auch zuhause sollte er die gewünschte Ruhe nicht finden. In Wittenberg war während der Abwesenheit Luthers die Reformation zwar fortgeschritten, jedoch nicht in Maß und Ordnung. Aus den Klöstern traten die Mönche aus, zuerst die Augustiner, einzelne heirateten, die Bürger begannen an vielen kirchlichen Einrichtungen Anstoß zu finden, vermieden das Fasten, die Beichte, erhoben Einwürfe gegen die Messe. Der Führer in diesen Unruhen war Carlstadt, welcher noch weiter ging als die Masse, auf die Bilder in den Kirchen schalt, das Abendmahl in beiderlei Gestalt austeilte, die Kindertaufe verwarf und das Studium der Schrift für überflüssig erklärte. Es ist eben der gewöhnliche Gang der Dinge, daß bei Neuerungen die Geister zweiten, dritten Ranges sich vordrängen und, wenn die eigentlichen Leiter fehlen, sich durch Ueberbieten derselben Ansehen zu schaffen suchen. Die Aufregung in der Stadt ward noch ärger, als zwei von den Zwickauer Propheten, Nicolaus Storch und Marcus Thomae Stübner, die samt Thom. Münzer aus Zwickau verwiesen waren, Wittenberg aufsuchten; sie ward so arg, daß der Rat der Stadt des Sturmes nicht mehr Herr werden konnte, und Melanchthon sich um Hilfe an den Landesherrn wandte, das Einschreiten Luthers erbat.

Friedrich schrieb die Einsetzung eines Schiedsgerichts vor, verbot die von Melanchthon vorgeschlagene Disputation mit den Eiferern, lehnte die Rückberufung Luthers ab. Wie konnte er anders? Der Geächtete setzte sich den größten Gefahren aus, wenn er sein Versteck verließ, in die Welt hinaustrat. Zudem führte nach der Abreise des Kaisers das Reichsregiment die Verwaltung, in diese Behörde war seit Anfang des Jahres 1522 Herzog Georg eingetreten, gegen die Neuerungen ergingen scharfe Verordnungen, welche die sächsischen Landesbischöfe sofort zum Eingreifen zu benutzen gedachten. Das Verhalten des Kurfürsten in dieser schwierigen Lage ist einigermaßen befremdlich. Es gelang der Stadtverwaltung, eine neue Ordnung des Gottesdienstes herzustellen, die Verhältnisse der Mönche zu regeln, das Armenwesen auf neue Grundlagen zu stellen. Friedrich sah darin ein übereiltes Zugeständnis, es widerstrebte ihm insbesondere, daß man anderwärts die Trennung von der allgemeinen gültigen Kirchenordnung ihm schuld geben möchte, wie denn sein Vetter Georg nicht müde ward, diesen Vorwurf zu erheben. Trotzdem that er nichts, dem Unwesen zu steuern; nur über die Zwickauer, welche sich auf unmittelbare Eingebungen des heiligen Geistes beriefen, sprach er seinen Unwillen aus und wies sie aus. Es ist schwer, den Gedankengang des überlegenen Fürsten zu treffen. Wir sagten schon, daß er sich die Befähigung und Berechtigung nicht zutraute, die Bewegung zu leiten; gerade aus dieser Zeit sind Aeußerungen aufbewahrt, welche von seinem frommen und bescheidenen Sinne Zeugnis geben. Kann ein Fürst demütiger und entsagungsvoller sprechen, als wenn er sagt: „Es ist ein wichtiger und großer Handel. Nun hat mein lieber Gott meinem Bruder und mir eine ziemliche Armut gegeben. Ehe ich wollte mit Wissen wider Gott handeln, ehe wollte ich meinen Stab nehmen und aus dem Lande gehen“? Aber die ungebührlichen Ausschreitungen hätte er immerhin dämpfen können. So war er, ohne daß er es inne ward, in die Hand eines Ueberlegeneren gegeben, und dieser war Luther, der in den ersten Märztagen 1522 in Wittenberg eintraf und durch sein Auftreten wie Predigen

die hochgehenden Wogen beruhigte. Luther widersezte sich mit seiner Abreise der ausdrücklichen Weisung des Kurfürsten. Sein damaliger Briefwechsel mit diesem läßt uns einen Blick in die Seele beider thun. Der Fürst ist ratlos, besorgt vor Vorwürfen, die ihm andere, die er sich selbst machen könnte; der Mönch hat das Gefühl der Kraft und Selbstgewißheit, ihn treibt das Gefühl der Verantwortung zum Eingreifen und Handeln. Die Worte der Zwei erinnern an das Verhältnis der Propheten des alten Bundes zu den Königen Israels. Welche Sprache Luthers in dem Briefe aus Borna vom 5. März 1522, in welchem er seine bevorstehende Ankunft meldet: „Solches sei Ew. Kurfürstl. Gnaden geschrieben, der Meinung, daß Ew. Kurf. Gnaden wisse, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höheren Schutz, denn des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinne, von Ew. Kurf. Gnaden Schutz zu begehren. Ja ich halt', ich wollt E. K. Gn. mehr schützen, denn sie mich schützen könnte!“ Eine Sprache, die vermessen wäre, wenn sie nicht die lauterste Glaubenszuversicht eingegeben hätte. Von dieser Zeit an wird eine größere Uebereinstimmung des Fürsten mit seinem Unterthan, den er trotzdem nicht sah, zu setzen sein. Die Reformation war in Sachsen nicht mehr aufzuhalten, kaum auch anderwärts.

Der Kurfürst war wegen des Reichsregimentes in Sorgen gewesen. Indessen liefen die Dinge in Nürnberg gar wunderlich und keineswegs so übel, als man am sächsischen Hofe gefürchtet hatte. Leo X. war am 1. Dezbr. 1521 gestorben, der Kaiser hatte es durchgesezt, daß sein ehemaliger Lehrer, Hadrian von Utrecht, zum Papst gewählt ward, 9. Januar 1522. Das war ein glänzender Triumph, und doch sollte er sich desselben nicht zu sehr freuen. Denn der ehrliche, doch wenig weitsichtige Hadrian glaubte nicht nur seinem Verhältnis zu Karl, sondern noch anderen gerecht werden zu müssen. Den Frieden unter den Monarchen der Großstaaten herzustellen, ihre geeinten Kräfte gegen die Türken zu wenden, die Kezerei abzustellen, zugleich jedoch die viel beklagten Schäden der Kirche zu heilen, — dies hatte er sich vorgesezet. Von seiner Seite durften mithin diejenigen, welche nur die bisherigen Zu-

stände beibehalten wollten, nicht allzuviel erwarten. Gleichwohl ward dem neuen Legaten in Deutschland, Chierigato, aufgegeben, von der Reichsregierung die Ausführung des Wormser Edikts dringlich zu verlangen. Von der Reichsregierung! War sie imstande, die Acht gegen Luther zu vollstrecken? — Der Kaiser hatte seinen Bruder Ferdinand zu seinem Stellvertreter im Reichsregiment ernannt, in dessen Abwesenheit sollte der Pfalzgraf Friedrich den Vorsitz führen. Das Regiment sollte im Oktober 1521 in Nürnberg zusammentreten, im März des folgenden Jahres der Reichstag. Zu Beschlüssen in der größeren Versammlung gelangte man nicht, man setzte einen neuen Termin auf den 1. September an. Aber auch das Reichsregiment, welches beisammen blieb und zu dem sich der Kurfürst im August einstellte, stieß auf Schwierigkeiten. Die Steuern gingen nicht ein, die säumigsten Zahler waren die Habsburger, Ferdinand und seine Tante Margarethe in den Niederlanden. Zugleich brach Sickingen mit seinem Zuge gegen den Kurfürsten von Trier los, und auf das Friedensgebot des Regimentes achtete keine der beiden Parteien. Zu einer Besprechung der „Lutherschen Irrungen“ kam es erst im folgenden Jahre, und auch dann brachte es die Gewandtheit des kurfürstlichen Gesandten Hans v. d. Planitz und des Bambergischen Johann v. Schwarzenberg dahin, daß die Spitze der Beschlüsse sich ebenso gegen das römische Kirchentum als gegen die neue Lehre kehrte; inbetreff der letzteren setzte man ganz allgemein fest, daß die Prediger „allein das heilig Evangelium nach Auslegung der von der Kirche bewährten und angenommenen Schriften“ lehren sollten. Gelang es doch nicht einmal, die Nürnberger Prediger, welche gegen den Legaten von der Kanzel eiferten, zum Schweigen zu bringen. Und durfte man die Bürger der mächtigen Stadt reizen, deren Rat eben der Geldnot des Regimentes und Kammergerichts durch einen Vorschuß zuhülfe gekommen war? Nichtsdestoweniger hatten die Freunde der Reformation einen schweren Stand gegen die Angriffe des Herzogs Georg und des Brandenburgers Joachim gehabt, und sehr nützlich war es darum gewesen, daß Friedrich sich von Luther hatte einen Brief schreiben

lassen, in welchem dieser erklärte, daß er gegen den Willen des Landesherrn nach Wittenberg zurückgekehrt sei. So konnte der Vorwurf einer Beteiligung an dem, was gegen des Kaisers Edikt geschehen zu sein schien, abgewiesen werden.

Die Jahre von 1521—1525 werden wohl als die fröhliche Jugendzeit der Reformation bezeichnet. Dem alternden Kurfürsten jedoch brachte die nun folgende Entwicklung unausgesetzt die schwersten Sorgen. In allen Gauen Deutschlands ward die neue Lehre angenommen, selbst Herzog Georg konnte in seinen Landen ihre Ausbreitung nicht aufhalten. Viel trug dazu bei, daß nunmehr die Uebersetzung der Bibel, an welcher Luther auf der Wartburg so fleißig gearbeitet hatte, ausgegeben wurde; am Tage Mathäi, 21. Septbr. 1522, erschien die sogenannte Septemberbibel, „Das Neue Testament. Deutsch. Wittenberg“. Der Drucker war Melchior Lotther, welcher den 438 Seiten umfassenden Quartband in drei Abteilungen, die zu gleicher Zeit gesetzt wurden, mit Anspannung aller Kräfte seiner Werkstatt hatte herstellen lassen. Wenn wir nun hören, daß Luther in denselben Herbsttagen nach Weimar geladen ward, um vor den Herzögen Johann und Johann Friedrich zu predigen, daß er in Zwickau vor Tausenden auf offenem Markte sprach, so könnte es wundernehmen, daß in Wittenberg selbst die kirchliche Umbildung nur langsam und mit Widerstreben vonstatten ging. Wir vergessen dabei wohl, daß gar viele von den altgewohnten Gebräuchen, Messe, Heiligenverehrung u. s. w. nicht lassen mochten, daß bei manchen auch die Erhaltung des äußeren Lebens, Gehalt, Wohnung, an die katholischen Einrichtungen gebunden war. Während an der Stadtkirche der Uebergang eher bewerkstelligt wurde, fanden im Stift Allerheiligen längere Kämpfe statt; die alten Stiftsherren blieben auf dem bisherigen Standpunkte. Luther, unterstützt von Justus Jonas, eiferte gegen die Winkelmessen, gegen das Abendmahl unter Einer Gestalt und mehreres dergleichen. Erst am Ende des Jahres 1524 gaben die Stiftsherren ihren Widerstand auf. Denn der Kurfürst, der von dem

Wege des Rechtes und der Billigkeit nicht weichen wollte, schützte das Bestehende; es fielen in seinen Bescheiden ungnädige Aeußerungen, wogegen es auch Luther an ungeduldigen, gereizten Worten nicht fehlen ließ.

Auch andere Sorgen, welche nicht von den Bewegungen der Heimat herrührten, lasteten auf den müden Schultern Friedrichs. Zwar der Kaiser verweilte weit ab in Spanien, im Herbst erlöste der Tod den Papst Hadrian aus seiner unhaltbaren Lage, von seinen unfruchtbaren Bemühungen um eine Viertelsreformation; Clemens VII. ward sein Nachfolger, der zweite Medici, welcher die dreifache Krone trug. Sickingens Unternehmen war mißglückt, er starb im Mai 1523, und Hutten endete wenige Monate später sein unstätes, ärmliches Leben auf der Insel Ufnau im Zürichsee. Aber Norddeutschland litt noch immer unter den Nachwehen der Hildesheimer Fehde, in welcher sich die Lüneburger Welfen, die Schwesteröhne Friedrichs, und die Wolfenbüttler gegenüber gestanden hatten. Der eine der Neffen, Heinrich der Mittlere, hatte müssen nach Frankreich fliehen. Noch peinlicher mochte dem Kurfürsten das Geschick eines anderen Neffen, des Sohnes seiner Schwester Christine, sein, Christians II. von Dänemark. Dieser unzuverlässige, gewaltthätig-grausame Monarch hatte sich 1521 der Reformation zugewandt und damals Carlstadt nach Kopenhagen berufen, mehr, um sich der Güter der Geistlichkeit zu bemächtigen, als aus innerer Ueberzeugung. Später hatte er sich wieder mit dem Papste ausgesöhnt. Jetzt erschien er in Wittenberg, als er nach dem Aufstande der Dänen auch sein heimatliches Reich verloren hatte. In dem Hause Lukas Cranach's hat er gewohnt, ohne für die Zurückführung in die Herrschaft etwas zu erreichen. Konnte Kaiser Karl, dessen Schwester Isabelle seine Gemahlin war, ihm nicht helfen, so war der Kurfürst noch weniger dazu imstande. Endlich verweilte noch ein anderer Fürst, der, wo nicht Unterstützung, so doch Rat suchte, im September 1523 in Wittenberg, der Hochmeister Albrecht von Preußen. Ihn bestimmte Luther dazu, die Ordensregel beiseite zu werfen und aus dem geistlichen Staate einen weltlichen zu machen. Indem wir dies erwähnen, möchten wir damit andeuten,

daß in gewissem Grade der Hof des Kurfürsten und Wittenberg damals eine Art von Mittelpunkt der abendländischen Welt geworden war.

Den letzten Reichstag hat der Kurfürst vom 28. Novbr. 1523 an in Nürnberg besucht. Seine Stellung im Reiche war nicht mehr die alte. Mit dem, was verhandelt ward, konnte er gleichfalls nicht zufrieden sein.

Bereits auf dem zweiten Nürnberger Tage waren Mißhelligkeiten zwischen den übrigen Ständen und den Städten entstanden. Die letzteren klagten darüber, daß sie nicht zur Abstimmung zugelassen würden, hauptsächlich jedoch, daß das Regiment die Auflegung eines Reichszolles beschlossen hatte. Wirklich würde ein solcher die Mittel geboten haben, die Geld- und Besoldungsnot zu endigen. Allein die reichen Kaufherren, die Welser und Fugger u. a., welche den Großhandel allein in Händen hatten und über deren bevorrechtete Stellung allgemein Klage geführt ward, schickten eine Gesandtschaft der größeren Städte nach Spanien, welche nach längeren Unterhandlungen mit den Räten des Kaisers ein Verbot des Zolles auswirkte. Als dann der Reichstag nach langem Zögern endlich am 14. Januar 1524 eröffnet wurde, zeigte es sich, daß nicht nur die Städte im Gegensatz zum Regiment standen, sondern in einem noch viel schärferen verschiedene Mitglieder des Fürstenstandes, namentlich die Besieger Sickingens. Man wollte auf alle Fälle andere Mitglieder in diese Behörde gewählt wissen. Wenngleich nun der Kaiser durch seinen Abgeordneten Hannart die gänzliche Abschaffung des Regiments nicht bewilligen ließ, so war er doch einer Verlegung desselben nach einer schwäbischen Stadt (Eßlingen) und einem Personenwechsel nicht entgegen und verbot die Einrichtung des Reichszolles. So „wetteiferten Fürsten und Städte, denen jedes Verständnis an den allgemeinen Reichsinteressen geschwunden war, die lange erstrebte ständische Reichsverfassung zu untergraben.“ Das Auftreten des päpstlichen Legaten Campeggi wartete der Kurfürst nicht ab, die politische Arbeit seines Lebens war ohne Ergebnis geblieben, er verließ Nürnberg am 26. Februar 1524. Desto schwereren Stand hatten seine Vertreter,

unter welchen wieder der einsichtige Planitz hervorzuheben ist, als der Legat am 17. März vor dem Reichstage erschien und, ohne auf die Beschwerden der Nation Rücksicht zu nehmen, ja sie vielmehr hochmütig beiseite lassend, mit Unterstützung der kaiserlichen Bevollmächtigten die Ausführung des wormser Edikts dringend verlangte. Er selbst hatte erfahren, in welcher Ausdehnung das Volk von der Reformation erfaßt war, in Augsburg war man ihm feindselig begegnet, in Nürnberg wagte er nur als Privatmann einzuziehen, von den Kanzeln ward gegen den Antichrist in Rom gepredigt. Planitz, welcher nach der Zusammenkunft des Reichstages (17 geistliche, 13 weltliche Fürsten und darunter manche römisch Gesinnte) ein böses Ende kommen sah, riet dem Kurfürsten, „weil die Sache so gar beschwerlich und sorgfältig stehet, daß sich Dr. Martinus doch eine Zeit lang von Wittenberg und aus Ew. Kurf. Gnaden Fürstentümern begeben möchte.“ In den Verhandlungen jedoch erhob er unverzagt Einspruch „gegen das harte und geschwinde Edikt, das man vorhaben ausgehen zu lassen, welches gewißlich zu merklichem Aufruhr und Empörung im Reich Ursach geben werde.“ Und hier fielen ihm nun die Städte und einige Fürsten zu, so daß schließlich die Mehrheit den Beschluß in etwas abschwächte, nicht aus gutem Willen, wie Planitz sagte, sondern weil sie für ihre Haut fürchtete. Der Reichstagsabschied erhielt demnach die Fassung, daß die Stände beschloßen, dem Mandate, so viel ihnen möglich, nachzukommen (*parere tantum, quantum possibile sit*). Ein weiterer Zusatz, welcher „ein gemeines, freies Universalconcil an einer gelegenen Malstatt in deutscher Nation“ verlangte, ward zwar genehmigt, doch vom Kaiser als ungehörig unterdrückt.

Mit diesem Abschiede war keine Partei zufrieden, die Wittenberger nicht, noch weniger der Papst. Dieser beklagte sich bitter bei Karl und beantragte seinerseits das geradezu, was Herzog Georg schon früher als möglich bezeichnet hatte, der ernestiniſchen Linie die Kurwürde zu nehmen. So reicht die 24 Jahre später nach dem Schmalkaldischen Kriege eingeführte Neuordnung in der Wettinischen Landesteilung bereits bis auf diese Zeit zurück. Zur Ent-

schuldigung des Herzogs ist allerdings zu sagen, daß er nicht nur in seinen Ueberzeugungen angegriffen, sondern auch durch persönliche Beleidigungen in einigen Briefen Luthers tief gekränkt war.

In welche Ferne waren doch die Aussichten gerückt, mit denen die Brüder Friedrich und Johann die Wahl Karls V. hatten begrüßen dürfen. Damals boten die Räte des Habsburgers eine Familieneinigung an, indem sie den Erben der Kurwürde, Herzog Johann Friedrich, mit der jüngsten Schwester des Kaisers zu vermählen vorschlugen, und der Kurfürst ward neben dem Kaiser, ja über diesen hinaus, als der erste Mann im Reiche angesehen und von Karl selbst so geschätzt. Jetzt ward nicht nur die Verlobung rückgängig gemacht, es ward überlegt, ob der Greis nicht von Land und Leuten zu verjagen sei.

Der Ratschluß Gottes fügt es nicht selten, daß treffliche, untadelhafte Menschen nach einem von Erfolgen gekrönten und mit Anerkennung gesegneten Leben gerade dann den Tod kommen sehen, wenn sie bei einer entschiedenen Wendung der allgemeinen Verhältnisse für ihre Zukunft Ursache haben besorgt zu sein. Dies Geschick ist auch Friedrich nicht erspart worden.

Und das Letzte nun, was er zu bestehen hatte, mag seinem milden, menschenfreundlichen Herzen besonders weh gethan haben, die Empörung der Bauern. Geringer war das Vergerniß, welches der unruhige Carlstadt veranlaßte. Dieser hatte sein Amt an der Universität niedergelegt, ohne die Genehmigung des Kurfürsten einzuholen, und war nach Orlamünde gegangen, wo er die Gemeinden aufwiegelte und sich auch von Luther, den Friedrich ihm zuschickte, nicht zur Vernunft bringen ließ.

Das Unheil, welches Thom. Münzer anrichtete, griff tiefer ein und umfaßte weit größere Kreise. Der bis zum Bahnwitz eitle Mann war nach manchen Irrfahrten als Pfarrer in Allstedt, in der sächsischen Pfalz, angestellt. Dort machten seine Predigten solches Aufsehen, daß das Volk meilenweit herbeiströmte, ihn zu hören. Nach seiner

Lehre war die Reformation des Bruders Sanftleben (Luthers) eine verfehlte, erst die Auserwählten, die vom Geist Erfüllten würden die wahre bringen, wer ihr widerstrebe, verdiene nicht zu leben. Einen Bund zu stiften, ward ihm nicht schwer, seine Anhänger verbreiteten sich durch ganz Thüringen. Am 1. August 1524 indessen ward er ausgewiesen, ging nach Mühlhausen und von dort, wo ihn die gleiche Strafe traf, nach Süddeutschland. Hier traf er gerade ein, als die Gährung unter den Bauern bis zum Ausbruch gediehen war. Nun mag er wohl die Aufgabe übernommen haben, den Geist, welcher im Süden wirksam war, nach Norden zu verpflanzen, er kehrte im Dezember nach Mühlhausen zurück und begann seine Reformation in der alten Reichsstadt. Der Rat ward abgesetzt, die Klöster geplündert, der Zusammenhang mit dem Landvolke wieder hergestellt, das sich nunmehr gegen seine alten Herren wandte; die Empörung loderte in ganz Thüringen auf. Luther befand sich zu dieser Zeit in seiner Heimat Eisleben, wohin ihn Graf Albrecht von Mansfeld gerufen hatte. Dort schrieb er die zum Frieden zwischen Herren und Bauern auffordernde Schrift: Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben. Leider zu spät. Denn wie in Schwaben und Franken der Aufruhr losgebrochen war, so ergoß sich nun die Flut auch durch Thüringen, die Städte wurden gezwungen, den Aufständischen die Thore zu öffnen, die Obrigkeiten waren dem Ansturm gegenüber ohnmächtig, selbst Herzog Johann konnte nicht umhin, mit den Empörern zu verhandeln, da er kein Heer zur Hand hatte; in gleicher oder schlimmerer Lage waren die Grafen von Mansfeld und Hohnstein.

Ehe es soweit kam, daß die Bauern am 15. Mai 1525 bei Frankenhäusen zersprengt und vernichtet wurden, war Friedrich am 5. Mai gestorben. Seinem gütigen Sinne entsprach die Härte nicht, mit welcher die Schuldigen in der Folge gestraft wurden. Im April hatte er seinem Bruder Johann geschrieben: „Vielleicht hat man dem armen Volk zu solchem Aufruhr Anlaß gegeben und sonderlich mit Verbitung des Wortes Gottes, so werden die Armen in viele Wege von uns geistlichen und welt-

lichen Obrigkeiten beschwert," und noch ein Brief vom 4. Mai enthält den Rat, durch Nachlaß von Steuern die Aufständischen zu befriedigen.

Er hatte 1519 nach der Kaiserwahl schon einmal in schwerer Lebensgefahr geschwebt, sich dann wieder erholt, so daß er, wie erzählt worden, 1523 mehrere Monate dem Nürnberger Reichstage beiwohnen konnte, und erkrankte im Spätherbst 1524 von neuem. Auf seinem bevorzugten Schlosse in der Lochau, wohin er sich bringen ließ, erwartete er, von heftigen Schmerzen gequält, die Auflösung. Von seinen Verwandten war keiner in der Nähe, als das Ende eintrat, sie standen im Felde gegen die Bauern; auch Luther, nach welchem geschickt wurde, befand sich in seiner Heimat. Nur die Diener, die Aerzte und Spalatin verweilten an seinem Lager. Dieser setzte Tröstungen aus der Schrift für ihn auf, welche er gern las, und riet ihm, das Abendmahl zu nehmen. Das hat er gethan, und zwar, wie Luther schreibt, in beider Gestalt und ohne Delung. Dann ist er am Nachmittag heimgegangen zu seinem Gott, friedlich, wie der Arzt Dr. Auerbach sagte, denn er war ein Sohn des Friedens.

Von der äußeren Erscheinung, der körperlichen Persönlichkeit des Kurfürsten wissen wir einiges, wenngleich nicht so viel, als wir wissen möchten. Der Nürnberger Christoph Scheurl, welcher eine Zeit lang Professor in Wittenberg war, sagt: „Es schmückt ihn eine edle, ansehnliche Gestalt, ein schönes, langes Haar, ein schwarzer Bart, ein frommes Angesicht, eine ehrwürdige Stirne und einnehmende Mienen; seine Erscheinung ist vortrefflich und herrlich, würdevoll, geistvoll, züchtig.“ Die Zeichnungen, welche noch vorhanden, doch einigermaßen von einander abweichend sind, bringen das Wohlwollen und zugleich die Ruhe und Sammlung seines Wesens auch in dem Antlitz zum Ausdruck. In dem letzten Drittel seines Lebens scheint er den Oberkörper nicht mehr völlig aufrecht, vielmehr etwas gebückt getragen zu haben, wohl infolge des Podagra, das ihn öfter quälte; auch war er wohl wegen des Mangels

an Bewegung, wie Aeander meldet, etwas stark geworden. Der Blick war nicht selten gesenkt, was derselbe Aeander so deutet, als sei er nicht im Stande gewesen, einem Menschen gerade und frei in das Gesicht zu sehen, was in Wahrheit jedoch nur seine nachdenkliche Natur widerspiegelte. Der päpstliche Legat spricht einmal seine Verwunderung darüber aus, daß er in Worms bei den wichtigsten Beratungen gar oft dauernd geschwiegen habe. Die Erklärung dazu giebt Spalatin, welcher bemerkt, daß er von manchen für unentschlossen gehalten sei; in der That habe er weniger geredet als andere und einen Beschluß oder einen Brief auf längere Zeit hinausgeschoben. Er vergleicht ihn mit dem Römer Fabius Maximus, welcher mit seinem Zaudern dem Staate mehr genützt habe als andere mit ihrem vorschnellen Voreinfahren.

Von den Männern, welche in der unmittelbaren Umgebung des Kurfürsten verweilten und seine Geschäfte führten, sind zu nennen Friedrich von Thun, Fabian von Feilitzsch, vornehmlich aber Gregor Brück, jener gewandte und unerschrockene Vertreter der protestantischen Sache auf dem Reichstage zu Augsburg 1530. Dieser hieß eigentlich Heinze und war aus Brücken, einem Städtchen in der Saube gebürtig. Vom Jahre 1520 an tritt er als der Kanzler des Kurfürsten auf, er begleitete ihn zum Wormser Reichstage, wo er die Verhandlungen mit den Räten des Kaisers zu führen hatte. — Eine durchaus andere, doch vielleicht nicht weniger einflußreiche Stellung nahm der Maler Lucas Cranach ein. Dieser war von Geburt ein Franke, aus Cronach, einem Orte im Bambergischen; der Name seiner Familie war Sunder. Dem Kurfürsten, welcher gern und viel baute, war er wegen seiner vielseitigen Kunstfertigkeit lieb und wert, doch rühmen die Zeitgenossen außerdem die Anmut und Liebenswürdigkeit seiner Unterhaltung. Mit Luther und Melanchthon hatte er ein vertrautes Freundschaftsverhältnis, so daß er zu denjenigen zu zählen sein wird, welche den Reformatoren am Hofe gute Dienste leisteten. Ob dasselbe von Degenhart Pfessinger auszusagen ist, dessen Tüchtigkeit, wie wir oben sagten, der Kurfürst sehr hoch schätzte, mag zweifelhaft sein.

— In dem nächsten Verkehr mit seinem Herrn stand Georg Spalatin, der Hofkaplan und Geheimschreiber. Eines Gerbers Burdhart Sohn, stammte er aus Spalt im Bistum Eichstädt. An den Hof hatte ihn der Gothaer Humanist Mutianus empfohlen, er sollte den Prinzen Johann Friedrich und dessen Vettern, die Lüneburger Herzöge Otto und Ernst, erziehen. In der Folge zog ihn der Kurfürst in seine Nähe (1514) und übertrug ihm die Aufgabe, für die Wittenberger Universität die notwendige Bibliothek zusammenzubringen und wissenschaftliche Forschungen über die deutsche, insbesondere sächsische Geschichte anzustellen. Je mehr der feingebildete und fromme Mann sich als hingebend und brauchbar bewährte, desto zwangloser ward der Verkehr zwischen dem Herrn und dem Diener, so daß dieser fast an allen größeren wie unbedeutenderen Angelegenheiten, welche Friedrich in Anspruch nahmen, seinen Anteil gehabt hat. Er war der Begleiter desselben auf dem Augsburger Reichstage 1518, auf dem Frankfurter 1519, folgte ihm zur Krönung Karls V. bis nach Köln, auch auf dem Wormser Reichstage 1521 und dem Nürnberger 1524 fehlte er nicht. So ist er im stande gewesen, über die wichtigen Vorgänge jener großen Zeit die genauesten und zuverlässigsten Nachrichten zu hinterlassen, für welche die Nachwelt um so dankbarer zu sein hat, da er zugleich mit Luther durch treue Freundschaft verbunden war. Es sind uns mehr denn vierhundert Briefe des Reformators an ihn erhalten, in welchen ebensowohl persönliche als die großen, alle Welt bewegenden Fragen, und zwar ohne Rückhalt, in völliger Offenheit besprochen werden; sie bieten die beste Quelle, aus welcher unsere Kenntniss jener Zeit fließt, und würden uns noch mehr Einsicht in das Denken und Empfinden der entgegentretenden Persönlichkeiten gewähren, wenn nicht die Antworten Spalatins, welche öfter auf Geheiß des Kurfürsten verfaßt wurden, zum allergrößten Teile verloren gegangen wären. Nach dem Tode seines zärtlich geliebten Herrn, bei welchem er gegenwärtig war, hat er sich nach Altenburg, wo ihm von diesem schon vor Zeiten eine Pfründe verliehen war, zurückgezogen, ist dort noch eine Reihe von Jahren der Superintendent des

Osterlandes gewesen, aber bis zu seinem Tode auch der ergebenste, treue Diener des ernestinischen Fürstenhauses geblieben.

Neben den genannten Männern wird mit Recht noch einer anderen Persönlichkeit ein erheblicher Einfluß auf Friedrich den Weisen beigemessen, dem Generalvikar des Augustiner Ordens, Johannes von Staupitz. Wir kennen den Mann von dem Gewicht her, welches sein Zuspruch im Erfurter Kloster auf den in verzweifelnder Seelenqual ringenden Ordensbruder Luther hatte, wir wissen, daß sich von der Einwirkung desselben die große Wandlung herschrieb, welche in dem Mönche vorging, und daß ihn Luther als seinen geistigen Vater ansah, den er Patronus zu nennen pflegte; wir haben ferner erwähnt, daß er bis 1512 das Amt eines theologischen Professors an der Wittenberger Universität versah und Luther dahin berief. Er war es auch, der Luther veranlaßte, die theologische Doktorwürde zu erwerben; noch lange nachher zeigte Luther den Baum, unter dem ihm Staupitz diese Weisung gegeben hätte. Staupitz gehörte einem kursächsischen Adelsgeschlechte an, dessen Angehörige mehrfach im Dienste der wettinischen Fürsten genannt werden, und mochte etwa zwanzig Jahre älter als Luther sein. In Tübingen trat er in den Augustinerorden ein, dort studirte er auch. Wann der Verkehr mit dem ungefähr gleichalterigen Kurfürsten angehoben hat, läßt sich nicht mehr bestimmen; in einem Schreiben, das wohl zu Beginn des Jahrhunderts verfaßt sein mag, heißt es: „Ich weiß doch keinen besseren Freund als Ew. Fürstliche Gnaden, meinen allergnädigsten Herrn.“ Daß derselbe jedoch ein vertrauter gewesen sein muß, bezeugt ein Vorgang, auf welchen Luther später Bezug nimmt. Einst habe Staupitz erzählt, daß einmal zwischen ihm und Friedrich die Rede auf die damaligen Prediger gekommen sei, deren Worte bei allem Scharfsinn ohne Wärme wären und keinen Eindruck hervorbrächten, nur die Schrift dringe und zwingt die Herzen, weil sie anders unterweise als die Schriftgelehrten. Staupitz habe freudig sein Einverständnis ausgesprochen, Friedrich aber ihm die Hand entgegen gestreckt und die seine mit den Worten verlangt: „Versprich mir,

immer so zu denken.“ Ungeachtet der häufigen Reisen des Generalvikars, welche sein Ordensamt von ihm verlangte, ist das Verhältnis zu dem Kurfürsten — vielleicht mit Ausnahme einer kurzen Zeit — in der Folge wohl das gleiche gewesen. Auch der Förderer und Freund Luthers blieb der welterfahrene Mann; noch in Augsburg, während der Verhandlungen mit Cajetan, stand er ihm ratend und schützend zur Seite. Nur freilich war er nicht mehr der Führer, vielmehr schritt Luther voran, während er folgte. Und seit dem Jahre 1519 läßt sich sogar eine leise Lockerung ihrer einst so herzlichen Verbindung wahrnehmen; zum Schmerze des Wittenbergers beantwortete er dessen Briefe nur selten. Dann zog er sich von der Bewegung, welche immer weiter griff, völlig zurück. Das Amt als Generalvikar hatte er niedergelegt, 1522 ward er Hofprediger des Salzburger Erzbischofs und trat sogar aus dem Augustinerorden aus, wurde Abt des Benediktinerklosters zu St. Peter in Salzburg. Auf die mehrfach behandelte Frage, was den frommen und ernsten Mann abgehalten haben könne, den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen, scheint eine sicher begründete Auskunft sich nicht geben zu lassen. War es der Druck, der von seinen Vorgesetzten auf ihn geübt wurde, der Kummer über den Zerfall seines Ordens, welchem er seine Lebensarbeit gewidmet hatte? Oder war seine beschauliche Natur überhaupt nicht dazu angethan, die Verantwortung für große praktische Veränderungen zu tragen? Was wir von den letzten Jahren des friedfertigen Mannes wissen, der den eigenen Standpunkt zwar nicht aufgeben, doch auch die Wege Andersdenkender nicht kreuzen mochte, läßt den Schluß nicht zu, daß er seinem Denken und Glauben untreu geworden sei; nur wollte er mit der Ueberlieferung nicht durchaus brechen, die Folgerungen aus seinen Ueberzeugungen nicht ziehen, welche sich für den mutigeren Luther von selbst ergaben. Wie er in Nürnberg längere Zeit der am meisten gefeierte Mann war und dort den Boden für die neue Lehre vorbereitete, so hat er derselben in seinem nahen Verhältnis zum Kurfürsten und nicht minder in seinem hohen Ordensamte außerordentlich genützt, sie vornehmlich in den Zeiten des ersten Wachstums

(1517—1519) gepflegt und gehütet; in der Folge ist er aus der Stelle, die er eingenommen hatte, geschieden, ohne sein vormaliges Wirken zu verleugnen. Sein letzter Brief an Luther, welcher der Gemeinschaft mit dem verehrten Vorgesetzten ungern entraten mochte, ist vom 1. April 1524. Am 28. Dezember desselben Jahres ist er gestorben.

Man könnte geneigt sein, das Verhalten des Kurfürsten zu Luther und der Reformation mit dem seines Freundes Staupitz zusammenzustellen. In der That wissen wir von einem näheren Zusammenhange des Fürsten mit dem Nürnberger Anton Tucher, der einer der treuesten Zugehörigen des Generalvikars war; daß Friedrich den höchsten Wert auf die persönliche Frömmigkeit legte, ist ebenso bekannt. Ueberdem sind wir öfter den bestimmten Erklärungen begegnet, daß Friedrich nicht die Absicht habe, Luther in seinen Schutz zu nehmen, daß er nur Gewaltthätigkeiten gegen ihn nicht dulden werde. Es kommt dazu, daß er Luther, soviel wir wissen, nur zweimal gesehen hat, daß er mit dem öfter ungestümen Verfahren des Mönches nicht überall einverstanden war, wie hinwiederum das Verhalten dieses Formen annehmen konnte, die sich mit der schuldigen Ehrerbietung des Unterthanen gegen den Landesherrn wenig vertrugen. Jener Brief aus Borna vom 5. März 1522, welcher oben S. 39 angeführt ward, und einige andere beweisen das; auch in den an Spalatin gerichteten finden wir zuweilen Aeußerungen, welche auf ein augenblickliches Mißtrauen gegen den Fürsten schließen lassen. Allein wie vertrauensvoll und von der höchsten Achtung erfüllt sind so viele andere Briefe Luthers! Er dankt Friedrich für erwiesene Wohlthaten, bittet für Melanchthon und die Universität; einmal versetzt er sich ganz in die Lage Friedrichs, dem daran liegen mußte, parteilos zu erscheinen, als er darum nachsucht, ihm und dem Prior Brisgen die Nutznießung des Augustinerklosters zu überlassen; „daß Ew. K. Gnaden durch die Finger sehe, auf daß wirs mit gutem Gewissen und heimlicher Gunst möchten einnehmen.“ Er schickt ihm ein Trostbuch, ausdrücklich für den frankten Herrn geschrieben (1519). Und welchen treuherzigen, fast kindlichen Verlaß auf Friedrich

athmen die Worte in der Schrift vom Mißbrauch der Messe (1522): „Ich hab' oft in diesen Landen, als ich ein Kind war, ein Prophecey gehört, Kaiser Friedrich würde das heilige Grab erlösen. . . . Also deucht mich auch, daß diese Prophecey in diesem unseren Herzog Friedrichen zu Sachsen erfüllet sey. Denn was kunnen wir für ein ander heilig Grab verstehen, denn die heilige Schrift, darinnen die Wahrheit Christi, durch die Papisten getödtet, begraben gelegen.“ Wir sind demnach der Meinung, daß über die schließliche innere Geneigtheit des Kurfürsten zu der Lehre des Reformators sein Verhalten nach der Wartburgszeit, die Wahl der Räte und Diener, auch die Vorbereitung zum Sterben kaum einen Zweifel übrig läßt.

Friedrich ist — anfangs ohne es zu wollen oder zu ahnen — der erste Schirmherr des evangelischen Glaubens geworden. Mit leiser, bedachtsamer Hand hat er die Ansätze zur Bewegung der Geister Wurzel fassen, wachsen, sich ausbreiten lassen; ohne die Duldung, welche er in seiner hochsinnigen Denkweise ihr gewährte, würde sie gar bald unterdrückt worden sein. Daß er ein voreiliges Beseitigen der Einrichtungen der alten Kirche mißbilligte, erklärt sich aus seiner überlegsamem, allseitig abwägenden Natur, aus seinem Rechtsgefühl und der Aufrichtigkeit seiner Frömmigkeit.

Als Staatsmann hat er mitten in der Unruhe und Gährung der verschiedensten Regungen den Zug seiner Zeit klar erkannt. Auf den Erfolg seiner Jugendarbeit mußte der Greis freilich verzichten, ja die Macht der Habsburgischen Weltherrschaft, zu deren Aufrichtung er ein gut Teil beigetragen hatte, sollte sich nachmals zuerst gegen sein eigenes Haus wenden.

Als Mensch steht er in schöner Reinheit der Gesinnung, in Gerechtigkeit und Herzensgüte, in dem unmittelbaren Zusammengehen des Landesherrn mit den

Unterthanen, in der Schlichtheit des leutseligen Verkehrs fast allen seinen Zeitgenossen voran.

Der Platz, welchen er in der geschichtlichen Entwicklung unseres Volkes neben dem furchtlosen, oft von den Eindrücken des Augenblicks bewegten Luther einnimmt, hätte von niemand besser ausgefüllt werden können, als von diesem fein empfindenden, in den Alterstagen immer mehr ausreisenden Fürsten. Gesegnet bleibe sein Andenken!

Verzeichnis der Schriften für das deutsche Volk.

1. Georg Rietschel, Luther und sein Haus.
2. Heinrich Rinn, Die Entstehung der Augsburgischen Konfession.
3. Gottlieb Linder, Die Reformationsgeschichte einer Dorfgemeinde.
4. Adolf Henschel, Valerius Herberger.
5. Otto Rasemann, Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen.

Wie die größeren Vereinspublikationen so werden auch diese Volksschriften, je ein Stück franko, nach dem Erscheinen den Vereinsmitgliedern zugesandt. Um sie indessen auch anderen Kreisen nahezubringen, ist die Einrichtung getroffen worden, daß unser Schatzmeister, Herr Buchhändler Max Niemeyer in Halle a. S., Partieen von 10 Stück nach beliebiger Wahl für **1 Mark** franko liefert. Der Vorstand ersucht deshalb die Mitglieder um recht zahlreiche Nachbestellungen und Verteilung der Hefte, wo immer Teilnahme für die Aufgaben des Vereins sich wahrnehmen oder erwecken läßt.

Der Vorstand.

Al. Jax. B.
150, 21.